

M.v.O.
Geogr.
q.11.
L

Ueber
die Weddas von Ceylon
und
ihre Beziehungen zu den Nachbarstämmen.

Von
R. Virchow.

Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1881.

Mit 3 Tafeln.

Berlin 1881.

Verlag der Königlichen Akademie der Wissenschaften.



M. v. O.

Geogr.

2

11

Ueber
die Weddas von Ceylon
und
ihre Beziehungen zu den Nachbarstämmen.

Von
R. Virchow.

Mit 3 Tafeln.

Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1881.

M. v. O.

Geogr.

2

Berlin 1881.

Verlag der Königlichen Akademie der Wissenschaften.

77



die Weddas von Ceylon

über die Beziehungen zu den Nachbarn.

H. F. F. F.

Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 31. März 1881.



In dem bunten Gemisch von Völkerstämmen, welche die Insel Ceylon bewohnen, ist in der Betrachtung der Ethnographen schon seit langer Zeit ein Stamm besonders hervorgetreten, der der Weddas¹⁾ (Vaeddass, Veddas, Veddahs, Vaddahs, Vaidahs, Beddas, Bedas), weil er durch den niederen Stand seiner geistigen Entwicklung und durch die Mängel seiner körperlichen Bildung am meisten der Vermuthung Raum bot, daß in ihm ein Rest der Urbevölkerung sich erhalten habe. Gegenwärtig, wo nach allen Nachrichten der Bestand desselben sich so schnell vermindert, daß wahrscheinlich in nicht ferner Zeit seine letzten Glieder aus der Zahl der Lebenden verschwunden sein werden, knüpft sich noch das besondere Interesse an die Untersuchung, daß es gilt, für die Nachwelt wenigstens ein sicheres Bild seiner Eigenthümlichkeit zu retten. Dazu genügt das vorhandene Material keineswegs, und die Aufgabe der nachstehenden Erörterungen wird es daher sein, nicht nur zu sammeln, was gegenwärtig zu erreichen war, sondern auch die Lücken zu bezeichnen, welche nur durch weitere Localforschung ausgefüllt werden können. Hoffentlich wird dadurch die Anregung gegeben werden, so schnell als möglich alle Mittel anzusetzen, um die nöthige Vervollständigung der Thatsachen herbeizuschaffen.

¹⁾ Ich folge in der Schreibung des Namens dem neuesten Berichterstatter, Hrn. Hartshorne.

Die Weddas bewohnen, wenigstens schon seit Jahrhunderten, ein besonderes Gebiet in dem östlichen oder genauer südöstlichen Theile der Insel. Schon Robert Knox¹⁾, welcher die ersten genaueren Nachrichten über sie im Jahre 1681 geliefert hat, versetzt sie in die Wälder von Bintan (Bintennè). John Davy²⁾ läßt sie in dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts die weiten Wälder auf der Südostseite der Insel, zwischen dem Gebirge und der See, bewohnen, hauptsächlich die wilden und ungesunden Landstriche, welche Weddahrattè von Bintennè und Mahaveddahrattè von Ouva genannt würden. Diese betrachteten sie als das ihnen eigene Gebiet. Im Ganzen dürfte diese Abgrenzung auch noch heute zutreffen. Sir Emerson Tennent³⁾ und Hr. Bertram F. Hartshorne⁴⁾ geben an, daß sich das Wedda-Land in einer Länge von etwa 90 und einer Breite von 40 englischen Meilen von den Hügeln der Distrikte Ouvah und Medamahanuwara gegen Osten bis zur Seeküste erstrecke, und Hr. Pridham⁵⁾, der die Fläche auf nahezu 1500 Quadratmeilen (engl.) schätzt, bezeichnet die Grenzen noch genauer so, daß er im Osten Baticalo, im Süden die Distrikte von Mahagampattoo und Ouva, im Westen und Südwesten die Gebirge von Kandy, im Norden den Fluß Mahavellé-Ganga angiebt. Hr. John Bailey⁶⁾ berichtet, daß die meisten wirklichen Weddas in den Distrikten von Batticaloa und Badulla, und zwar besonders in dem ersteren, wohnen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß nach der neueren Eintheilung des Landes ein Theil von Bintenne zu dem Distrikt Badulla, der größere zu dem Distrikt Batticaloa geschlagen

¹⁾ Robert Knox. An historical relation of the Island of Ceylon in the East Indies. London 1817. p. 9, 122. (Neue Ausgabe, abgedruckt in Philalethes The history of Ceylon from the earliest period to the year MDCCCXV. London 1817.)

²⁾ John Davy. An account of the interior of Ceylon and of its inhabitants, with travels in that island. London 1821. p. 115—116.

³⁾ James Emerson Tennent. Ceylon. An account of the island, physical, historical and topographical. London 1859. Vol. II. p. 437.

⁴⁾ Hartshorne in The Fortnightly Review. London 1876. New Series. Vol. XIX. p. 406, 411.

⁵⁾ Charles Pridham. An historical, political and statistical account of Ceylon and its dependencies. London 1849. Vol. I. p. 452.

⁶⁾ Bailey in: Transactions of the Ethnological Society. London 1863. New Series. Vol. II. p. 278.

ist¹⁾. Die „wildere“ Abtheilung des Stammes lebe in dem durch Schönheit ausgezeichneten Distrikt von Nilgala und in den Wäldern von Bintenne.

Indefs sprechen vielerlei Zeugnisse dafür, daß in nicht zu ferner Zeit die Weddas über ein weit größeres Gebiet verbreitet waren. Der Name Wedda-Land (Weddirata, Veddah Ratta) haftete noch zur Zeit des Hrn. Bailey (1863) an ausgedehnten Bezirken im Nordosten der Kandy-Berge, welche aber nicht mehr von Weddas, sondern von Sinhalesen (Wanniahs) bewohnt wurden. Auch die Bezeichnung Mahaveddahrattè (großes Wedda-Land) scheint einen etwas dehnbaren Begriff zu haben. Davy, der es an einer Stelle nach Ouva verlegt, rechnet ihm an einer anderen Stelle²⁾ auch das ausgedehnte Niederland zu, in welchem der sogenannte „See“ von Bintennè liegt. Hr. Pridham, der freilich nicht selbst in Ceylon war, setzt das Mahaveddahrattè nach Wellassé und einem Theil von Ouvah. Indefs dies sind mehr untergeordnete Anhaltspunkte. Wichtiger sind einzelne ältere Angaben.

So erzählt Cordiner³⁾, nachdem er die eigentlichen Weddas erwähnt hat: Another race, of a similar description, formerly existed in the district of the Wanny, bordering on the province of Jaffnapatam. They are now, in some degree, civilized. Sie sprächen Malabar und hielten sich zur brahminischen Religion. An einer anderen Stelle⁴⁾ giebt er geradezu an, bei der Ankunft der Portugiesen hätten die „Bedahs“ im Norden, die Cingalesen im Süden gewohnt. Diese Angabe würde darthun, daß die Weddas früher viel weiter nach Norden hinaufreichten. Aber auch nach Süden und selbst nach Südwesten hin wird ihre frühere Anwesenheit bezeugt. Schon Knox⁵⁾ erzählt, daß um Hourly, die entfernteste Besitzung des Königs von Kandy, zahlreiche Weddas, jedoch gezähmte (pretty tame) lebten, und Valentijn⁶⁾ nennt außer Vintana und Hoerli

¹⁾ Bailey l. c. p. 281 note.

²⁾ Davy l. c. p. 377.

³⁾ James Cordiner. A description of Ceylon. London 1807. Vol. I. p. 91.

⁴⁾ Ebendasselbst. p. 137.

⁵⁾ Knox l. c. p. 124.

⁶⁾ François Valentijn. Oud en Nieuw Oost-Indie. Dordr. en Amsterdam 1726. Deel V. Ceylon p. 49.

noch einen Bezirk der Bedas nördlicher als Trincomale. Bergk, der Uebersetzer des Werkes von Percival¹⁾, erwähnt, daß nach einer Angabe von van Goens bei Salmon die Bedahs fast das ganze Land zwischen dem „Gebirge“ Candukarre im Westen und Passere im Norden inne hätten, und Percival selbst²⁾ rechnet zu ihnen nicht nur diejenigen, welche an den Bezirk Jaffnapatam stoßen, sondern auch die Stämme, welche die westlichen und südwestlichen Theile der Insel zwischen dem Adamspik und den Corles Raygam und Pasdam bewohnen.

In Bezug auf diese Angaben bemerke ich, daß Bergk's Ansicht von der Lage der angeführten Bezirke irrig ist, wie ein Blick auf die, in dem von ihm übersetzten Buche enthaltene Karte von A. Arrowsmith³⁾ ihn belehrt haben würde. Der Bezirk Canducarre liegt, auch nach der von J. Mawman (1816) veröffentlichten Karte von Ceylon, welche der neuen Ausgabe von Knox beigegeben ist, im Osten der Insel, SSW von Batticaloa, so gut wie das unmittelbar nördlich daran stossende Passera, welches ein Bezirk von Ouva in der Nähe von Badulla ist⁴⁾. Darnach würde also das Land „zwischen Candukarre und Passere“ das eigentliche Wedda-Gebiet sein. Dagegen liegen die Corles Raygam und Pasdam (oder Pasdum) an der Westküste, südlich von Colombo, in der Nähe von Saffragam, südwestlich vom Adamspik. Hr. Bailey⁵⁾, zu dessen Zeit dort freilich keine Weddas mehr lebten, vermuthet, daß Saffragam (mit altem Namen Habara gamowa) ursprünglich Land der Weddas (der Habaras, Barbaren) war, und er bringt dafür allerlei noch existirende Ortsbezeichnungen vor. Auch findet er, daß in einem sinhalesischen, vor etwa 400 Jahren verfaßten Gedicht, Pirawi Sandese oder die Botschaft der Taube, in den Bezirken unter dem Adamspik geradezu Weddas genannt werden. Möglicherweise waren dies nur vereinzelte, zerstreut im Gebirge wohnende Abtheilungen. Daß das Wedda-Gebiet sich noch vor 400 Jahren in continuirlicher Weise bis auf

¹⁾ Robert Percival. Beschreibung von der Insel Ceylon, übersetzt von J. A. Bergk. Leipzig 1803. S. 337 Anm.

²⁾ Robert Percival. An account of the Island of Ceylon, containing its history, geography, natural history, with the manners and customs of its various inhabitants. Edit. 2. London 1805. p. 74, 284.

³⁾ Die Karte bei Tennent ist von John Arrowsmith.

⁴⁾ Davy l. c. p. 413. Pridham l. c. I. p. 361.

⁵⁾ Bailey l. c. p. 313 note.

die Westseite des Gebirges oder gar bis zur Westküste erstreckt habe, ist höchst unwahrscheinlich, da schon Hiuen Thsang, ein chinesischer Geograph, der im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung Indien bereiste, berichtet, daß die Yakkhos sich in die Südostecke von Ceylon zurückgezogen hätten¹⁾. Dagegen mag es richtig sein, wie auch Sir Tennent annimmt, daß noch unter der holländischen Herrschaft in geringer Entfernung von der Halbinsel Jaffna im Norden, in dem sogenannten Wanny, Weddas in größerer Zahl, aber halbcivilisirt zu finden waren. Auf die Frage, ob in ältester Zeit die Weddas die ganze Insel bewohnten, werde ich später zurückkommen.

Das jetzige Wedda-Land umfaßt ein verhältnißmäßig flaches, nirgends mehr als 200 Fuß über dem Meeresspiegel erhabenes Waldgebiet von lieblichem, häufig parkartigem Aussehen. Wie es scheint, wechselt die Beschaffenheit des Bodens, indem feuchte und ungesunde Niederungen mit niedrigen, felsigen Hügeln abwechseln. So nennt der Rev. J. Gillings²⁾ die Gegend von Bintenne sehr felsig (extremely rocky) und trocken. Wenn jedoch Hr. Friedr. Müller³⁾ die Weddas in die „Gebirge“ des östlichen Ceylon versetzt, so ist dies ein Mißverständniß. Alle neueren Nachrichten beschränken ihre Wohnsitze auf das Vorland, welches die centralen Gebirge von der Seeküste scheidet, schließen sie jedoch von diesen Gebirgen selbst aus. Allerdings unterschied Sir Tennent⁴⁾ die schon etwas mehr der Cultur genäherten Dorf- und Küstenstämme von den wilden „Rock oder Galle Veddahs“. Wenn man jedoch auch seinen Versuch, diese „Galle-vedda“ mit einem alten Stamm der Gallas, der die Gegend des heutigen Galle im Süden bewohnt haben möchte, zu identificiren, zurückweist und den felsigen Charakter der von dem wildesten Theile des Stammes bewohnten Gebiete als Grund der offenbar von den Fremden eingeführten Benennung zugesteht, so folgt daraus keineswegs, daß die Rock Veddahs Gebirgsbewohner sind. Schon seit Jahrhunderten sind vielmehr die eigentlichen Gebirgsbewohner, die Leute

¹⁾ Tennent l. c. I. p. 372 note.

²⁾ The Journal of the Ceylon Branch of the Royal Asiat. Soc. Colombo 1853. p. 89.

³⁾ Reise der österr. Fregatte Novara. Anthropologischer Theil. Abth. III. Ethnographie. Wien 1868. S. 139.

⁴⁾ Tennent l. c. II. p. 439—44.

des Mayaratta, Sinhalesen. Auch Sir Tennent versetzte die Rock Veddahs, die nach ihm in 5 Clans oder Jagdabtheilungen zerfallen sollten, in die Wälder von Bintenne, während er die auf höchstens 140 Familien veranschlagten Village Veddahs in 9 kleinen Gemeinden um die Lagunen-Distrikte von Batticaloa und die etwa 4—500 Individuen starken Coast Veddahs in den Jungles zwischen Batticaloa und Trincomalie, hauptsächlich um Eraoor und an der Küste bis zur Venloos Bay hin wohnen liefs. Hr. Hartshorne verwirft diese Eintheilung ganz; er will nur Kelé Weddo (Jungle-Weddas) und Gan Weddo (halbcivilisirte Dorf-Weddas) unterscheiden; nur die ersteren verdienen die besondere Aufmerksamkeit der Ethnologen.

Wenn man die Karte von Ceylon studirt, so sieht man sofort, daß Bintenne, diese uralte Hauptstadt, welche nach Sir Tennent¹⁾ mit dem Maagrammon des Ptolemaeos identisch sein soll, genau auf der östlichen Grenze des Gebirges gegen das Vorland gelegen ist. Der Mahawelli-Ganga, der größte Strom der Insel, bricht hier aus einem Hügellande (hill-country) hervor, hinter welchem sich westwärts die Gebirge von Kandy und Ouvah erheben²⁾; ostwärts schliessen sich fruchtbare Ebenen mit Sumpfland und weiten Wäldern an, zwischen welchen hie und da niedrigere Hügel auftauchen. Sir Tennent³⁾ schildert in saftigen Farben dieses schöne Land, das er auf dem Wege von Bintenne nach Batticaloa (an der Ostküste) durchzog und in welchem die eigentliche Heimath der Weddas liegt. Sehr anschaulich beschreibt übrigens schon Knox⁴⁾ das Land von Bintenne, welches er von Weitem, von der Höhe des Gebirges aus, erschaute. Er sagt: it seems to be smooth land, and not much hilly; the great river runneth through the midst of it. It is all over covered with mighty woods and abundant of deer; but much subject to dry weather and sickness. In these woods is a sort of wild people inhabiting.

¹⁾ Tennent l. c. I. p. 536. Note 2. Er stützt sich darauf, daß der alte Name von Bintenne Maha-yangana oder Maha-welligam lautete, und er behauptet, daß damit nicht etwa Mahagam gemeint sein könne. Letzteres hatte Christ. Lassen (*De Taprobane insula veteribus cognita. Diss. pro aditu muneris prof. ordin. Bonnae 1842. p. 23.*) angenommen.

²⁾ John Davy l. c. p. 377. Pl. 13, 14.

³⁾ Tennent l. c. II. p. 451.

⁴⁾ Knox l. c. p. 9.

Die wilden Weddas leben hier in größter Abgeschlossenheit, sowohl gegen ihre allophylen Nachbarn, als gegen ihre civilisirteren Stammverwandten, ohne feste Wohnsitze, aber doch auf anerkanntem Eigenthum, meist in kleinen Gruppen oder rein familienweise. Nur selten zeigen sie sich außerhalb ihrer Grenzen, um ihre geringen Bedürfnisse, besonders an eisernem Geräth (Aexten und Pfeilspitzen), gegen Honig, Wachs, Häute oder Fleisch von Wild einzutauschen. Meist ziehen sie sich scheu vor jeder Berührung zurück und selbst ihren kleinen Tauschhandel betrieben sie früher¹⁾ nicht direkt, sondern in der Art, daß sie ihre Waaren und rohe Modelle dessen, was sie dafür eintauschen wollten, an einem Platze niederlegten und später die Tauschartikel heimlich abholten. So erklärt es sich, daß die Schätzungen über ihre gegenwärtige Anzahl sehr schwanken. Cordiner (1807) sprach sehr unbestimmt von „nicht vielen Tausend“ (not many thousands in number). Während jedoch schon Sir Tennent²⁾ im Jahre 1859 die damalige Schätzung von 8000 für übertrieben ansah, gab Hr. Bailey 1863 die Zahl der Weddas im Distrikt Batticaloa auf nur 250, in Nilgala auf 72 (in 1858) und in Bintenne auf 364 (in 1856), im Ganzen also auf 586 an. Hr. Hartshorne hält diese Angabe für wahrscheinlich zu klein. Dafür spricht allerdings eine Mittheilung des Rev. Gillings³⁾, wonach bei dem Census von 1849 im Bezirk von Bintenne

¹⁾ Hr. Hartshorne (l. c. p. 409) giebt an, daß dieser geheimnißvolle Handel, auf welchen noch Sir E. Tennent so großen Werth legte, nicht mehr getrieben werde. Die erste Angabe darüber findet sich schon bei Knox (l. c. p. 123). Frühere Autoren, welche von dem „heimlichen Handel“ sprechen, beziehen sich, soweit ich ersehe, nicht mit Sicherheit auf die Weddas allein, sondern auf die Ceylonesen überhaupt. Die Stelle des Plinius (Natur. hist. Lib. VI. 24. Edit. Bipont.) scheint mir, trotz der Einwände von Sir Tennent (l. c. I. p. 571. note 1), nicht einmal sicher auf Ceylonesen zu beziehen zu sein, da darin der Handel nicht im Innern des Landes, sondern draußen, auf der Grenze der Serae, weitab auf dem Continent, also mehr eine Eigenthümlichkeit der Serae, als der Ceylonesen geschildert wird. Indefs kommt auf die Auslegung dieser Stelle wenig an, da chinesische Autoren, z. B. Fa Hian im 3. Jahrhundert, dieser Art von heimlichem Handel auch auf der Insel selbst Erwähnung thun. Die gleichzeitige Anführung von Dämonen könnte allerdings für Weddas sprechen, indes zeigt eine Erzählung des arabischen Geographen Albyruni (1030 nach Chr.), daß auch zu seiner Zeit der heimliche Handel noch an der Küste selbst stattfand. Man müßte also annehmen, daß im 11. Jahrhundert die Weddas Küstenhandel getrieben hätten, was nicht wahrscheinlich ist.

²⁾ Tennent l. c. II. p. 444.

³⁾ Gillings l. c. p. 83.

allein eine Gesamtbevölkerung von 1538 Personen vorhanden war, zur Hälfte aus Sinhalesen, zur anderen aus Weddas bestehend. Jedenfalls ließen die Anführungen des Hrn. Bailey keinen Zweifel darüber, daß der Nachwuchs sehr geringfügig, die Vernichtung des ganzen Stammes also nahe bevorstehend sei. Denn er fand¹⁾ in Nilgala unter 72 Personen 50 Erwachsene und nur 22 Kinder (in einer Familie auf 9, in einer anderen auf 8 Erwachsene je 1 Kind), und von den 50 Erwachsenen waren nur 14 über 50 Jahre und einer dem Anschein nach über 70 Jahre alt. Unter 308 Leuten von Bintenne wurden 175 Erwachsene und 133 Kinder gezählt, in einer isolirten Horde 22 Erwachsene und 4 Kinder. Dabei wird besonders bezeugt, daß nirgends Anzeichen von dem Bestehen der Sitte des Kindermordes unter ihnen wahrgenommen sind.

In neuester Zeit scheint der Prozeß der Vernichtung schneller vorgeschritten zu sein. Nach einer Notiz des Rev. S. Somanader, eines Missionars in Batticaloa, welche ich durch die Güte des Direktors des Museums in Colombo, Mr. A. Haly, erhielt, würde es überhaupt kaum noch Weddas von reinem Blut mehr geben; er nennt sie *a race now almost entirely extinct*. Ob diese Aussage nur für einen bestimmten Distrikt oder allgemein gelten soll, und ob die Vernichtung mehr durch fortschreitendes Aussterben oder durch Vermischung mit anderen Stämmen herbeigeführt ist, vermag ich aus der mir gewordenen Mittheilung nicht zu ersehen. Jedenfalls bleibt uns ferner stehenden Menschen nichts anderes übrig, als dasjenige zusammenzuhalten, was uns von solchen Beobachtern überliefert ist, welche Gelegenheit hatten, mit lebenden Weddas in deren Heimathsbezirk zu verkehren. Unter diesen sind vor Allen zu nennen: Dr. John Davy, Sir Emerson Tennent, der Rev. Gillings, Mr. Bailey und Mr. Hartshorne. Dabei tritt freilich ein eigenthümlicher Umstand sehr hinderlich hervor, der nemlich, daß jeder spätere Autor die Angaben seiner Vorgänger als ungenau bezeichnet. So polemisiert Hr. Bailey²⁾ in härtester Weise gegen Sir Emerson Tennent,

¹⁾ Bailey l. c. p. 296.

²⁾ Bailey l. c. p. 279. Note. His (Tennent's) account is in some important instances defective, and even inaccurate. He glances casually at those tribes which are in the wildest state, touching with precision none of their peculiarities, and dwells in detail upon those only, which, from long association with the Singalese and Tamil races, have lost much of their originality. Of the ancient aborigines he has compiled much that is curious. Of the existing Veddahs he has little given us besides an epitome of former notices.

und Hr. Hartshorne¹⁾, der ihm darin beiträgt, bestreitet wiederum die Zuverlässigkeit des Berichts von Bailey. Und doch war dieser Jahre lang in Ceylon und seine Stellung, zuerst als Verwaltungsbeamter in dem Distrikt von Badulla, später als Principal Assistant Colonial Secretary von Ceylon, gab ihm genügende Gelegenheit, die Weddas zu studiren. Uebrigens betont er auf das Aengstlichste und mehrmals, daß seine Angaben sich durchaus auf persönliche, oft wiederholte und streng geprüfte Beobachtungen stützen. Wie mir scheint, ist auch der Widerspruch zwischen den Herren Bailey und Hartshorne in der That nicht so groß, wie der letztere es ausdrückt. Ich finde, daß der Zeitraum von mehr als 20 Jahren, der zwischen den beiderseitigen Berichten liegt, den Einfluß der von allen Seiten eindringenden Cultureinflüsse auf das vorher fast ganz abgeschlossene Völkchen in sehr merkbarer Weise hervortreten läßt, und daß sich daraus in ganz natürlicher Weise erklärt, wie gewisse Sitten und Gebräuche verschwinden und andere auftreten. Ich bin daher sehr geneigt, das Zeugniß des älteren Beobachters für seine Zeit höher zu veranschlagen, als der jüngere Beobachter zugestehen will. Gegen Beide glaube ich aber ihren bedeutenden Vorgänger, Sir Tennent, in Schutz nehmen zu müssen. Seine Darstellung trägt durchweg den Charakter großer Nüchternheit und Objectivität, und seine Einzelangaben entfernen sich von denen seiner Nachfolger, namentlich der nächsten, in Hauptstücken fast gar nicht. Man wird ihm die Gerechtigkeit nicht versagen können, daß er zuerst Licht über diese Verhältnisse verbreitet hat.

Immerhin ist es sehr mißlich, unter solchen Umständen aus der Ferne zu entscheiden, wo die Fehler liegen und was als Wahrheit anzunehmen ist. Es bleibt eben nichts übrig, als sich auf das zu beschränken, worin die Zeitfolge der sich verändernden Sitte deutlich zu erkennen ist, oder worin die verschiedenen Beobachter einig sind. Glücklicherweise ist dies genügend, um ein Bild von den Hauptcharakteren des Volkes zu entwerfen. Die größte Schwierigkeit dabei liegt in dem Umstande, daß nicht wenige der Reisenden, welche über die Weddas handeln, trotz längeren

¹⁾ Hartshorne l. c. p. 406. They (the Weddas) have been described by Sir Emerson Tennent and by Mr. Bailey; but, interesting as their accounts are, the latter has suffered grievously from misprints, and the value of the former is impaired by the circumstance, that its materials were not the fruit of original research.

Aufenthalts auf der Insel keine derselben zu sehen bekommen haben, also nur vom Hörensagen erzählen, und dafs andere wenigstens nicht die eigentlich wilden Familien angetroffen haben. Schon Knox, der keinen einzigen Wedda sah¹⁾ und doch die Abbildung eines solchen lieferte, unterschied eine „zähmere Sorte“, welche in einer Art von Abhängigkeit von dem König von Kandy standen, und eine „wildere“, welche Ramba Vaddahs genannt würden²⁾. Davy³⁾, der Dorf- und Wald-Weddas (village Weddahs and forest Weddahs) von einander trennte, scheint nur die ersteren gesehen zu haben, aber nach seinen Informationen glaubte er annehmen zu dürfen, dafs beide zu derselben Rasse gehörten. Das haben auch die späteren Beobachter durchweg anerkannt. Man wird daher für die Untersuchung der physischen Verhältnisse ohne Bedenken beide Gruppen vereinigen können, soweit nicht wirkliche Mischungen angegeben sind, dagegen mufs man bei der Betrachtung der socialen und psychischen Verhältnisse beide Gruppen streng auseinander halten. Natürlich haben in letzterer Beziehung eigentlich nur die Wald- oder Jungle-Weddas Interesse, und ich werde daher hauptsächlich von ihnen sprechen; trotzdem wird man die Dorf-Weddas nicht ganz bei Seite lassen dürfen, da ihre Ansiedelung und Civilisirung doch nur sehr unvollkommen gelungen ist.

Thatsache ist vielmehr, dafs alle Versuche, die Weddas zur Sesshaftigkeit und zu einer höheren Cultur zu bringen, in noch höherem Maafse gescheitert sind, als die Versuche, den Australiern eine eigentliche Civilisation beizubringen. Regierungsbeamte und Missionare sind unter ihnen thätig gewesen, viele Jahre lang, aber ihre Erfolge waren ganz äufserliche. Der Rev. Gillings giebt an, dafs bis 1844 in Bintenne 163 Männer, 48 Weiber und 85 Kinder getauft wurden; seitdem sehr wenige, und er fügt hinzu: but almost all of these have gone back again to their former habits and follies. What they formerly heard they have forgotten. Die Weddas sind eben wesentlich nomadisirende Heiden geblieben, und zwar Heiden ohne irgend eine ausgebildete Religionsform. „Es

¹⁾ Knox l. c. p. 123.

²⁾ Ebendas. p. 126.

³⁾ Davy l. c. p. 116, 118.

ist ein Haufen Freigeister“, sagte Wolf¹⁾, „die dem Antrieb ihres bösen und wilden Naturels folgen.“ Ob sie überhaupt Vorstellungen von Gott oder göttlichen Wesen besitzen, ist mindestens sehr zweifelhaft. Das Einzige, was allerdings bezeugt wird, ist ein niederer Dämonendienst, der hie und da die Form eines Ahnencultus annimmt. Wenn Hr. Tylor²⁾ dies als Animismus bezeichnet und deshalb „ihre Religion“ mit derjenigen der rohen indischen Stämme übereinstimmen läßt, so muß man wenigstens nicht übersehen, daß diese „Religion“ nahezu auf der Grenze des Nihilismus steht. Gillings sagt: They believe the souls of their departed relations to be devils who have power to hurt them, and therefore they perform ceremonies to them at regular seasons, and especially when they are sick. Etwas ausführlicher schildern Bailey und Hartshorne diese Verhältnisse.

Der erstere³⁾ unterscheidet die Zustände, wie sie sich in Bintenne gestaltet hatten, von denen der wilderen Bevölkerung von Nilgala. Dort habe man schon seit längerer Zeit die Todten begraben und betrauert; hier habe man damit eben erst angefangen. Früher warf man den Todten in das Jungle⁴⁾ oder man liefs ihn, wo er starb. Man bedeckte den Körper mit Laub, legte ihm einen schweren Stein auf die Brust und suchte dann eine andere Höhle auf, indem man diejenige, wo der Tod eingetreten war, dem Geist des Verstorbenen überliefs. Dieser Geist (yakkoon) wacht über das Wohlergehen der Hinterbliebenen. Darum sind sowohl die Geister der Vorfahren, als die der Kinder gute Geister (néhya yakkoon); sie kommen zu ihren Angehörigen in der Krankheit, besuchen sie in Träumen und geben ihnen Fleisch auf der Jagd. In jeder Noth rufen die Weddas diese Geister an, namentlich die Geister der Kinder (bilindoo yakkoon oder witera yakkoon). Unter den Ahnen scheinen sie der Groß-Großmutter (maha kiri amma) den Vorzug zu geben, jedoch ist Hr. Bailey nicht sicher, ob dieser Vorzug im guten Sinne zu nehmen sei. Die Geister werden unter Tanz (um einen aufgepflanzten Pfeil) und

¹⁾ Joh. Chr. Wolf, Reise nach Zeilan. Berlin u. Stettin 1782. Th. I. S. 168.

²⁾ Edward B. Tylor, Die Anfänge der Cultur, übersetzt von Spengel u. Poske. Leipzig 1873. Bd. I. S. 51.

³⁾ Bailey l. c. p. 296, 301.

⁴⁾ Davy l. c. p. 117.

Gesängen angerufen. Die Schilderung, welche Sir Tennent¹⁾ davon giebt, erinnert fast an die Gebräuche der Schamanen. Zuweilen, bei der Zurüstung der Jagd, wird dem Geiste ein Stück Fleisch von dem erlegten Wilde versprochen. Andermal kochen sie eine Speise und stellen sie in das trockene Bett eines Flusses oder an einen anderen verborgenen Ort, rufen die Seele des Ahnen, tanzen um die Speise und bringen ihre Zaubersformel vor.

Auch Sir Tennent berichtet, daß die Todten nicht begraben, sondern einfach in den Jungles mit Laub und Strauch bedeckt würden. Dagegen wußte der Secretär der Ceylon branch of the Royal Asiatic Society²⁾ schon 1853 davon zu erzählen, daß sie die Todten in Matten einwickelten und begruben, und Hr. Hartshorne³⁾ kennt nur noch das Begraben. Wenn einer gestorben ist, so hüllen sie ihn in die Haut eines Thieres und machen mit ihren Aexten oder zugespitzten Stöcken ein Grab. Frauen dürfen dabei nicht zugegen sein. Beigaben werden nicht in das Grab gethan. Ist dasselbe geschlossen, so besuchen sie es nie wieder. Dem Geiste des Verstorbenen, der nun ein yakko geworden ist, wird ein Opfer in der Art gebracht, daß man unter Anrufung des Geistes Fleisch vom Wandura oder Talagoya (Iguana) mit Honig und eßbaren Wurzeln zusammen brät und es dann unter die Anwesenden vertheilt, welche es aufessen.

Das Wort yakko (yakkho) bezeichnet nach Turnour⁴⁾ eine Art von Dämonen, jedoch heißen auch die Dämonen-Anbeter yakkhos und yakkhinis. Er leitet es von der Wurzel yaja, Opferbringen, ab. Mit Recht hat dieses Wort seit Langem die Aufmerksamkeit der Forscher

¹⁾ When sick, they send for devil dancers to drive away the evil spirit, who is believed to inflict the disease. The dance is executed in front of an offering of something eatable, placed on a tripod of sticks, the dancer having his head and girdle decorated with green leaves. At first he shuffles with his feet to a plaintive air, but by degrees he works himself into a state of great excitement and action, accompanied by moans and screams, and during this paroxysm, he professes to be inspired with instructions for the cure of the patient. (Tennent II. p. 442.)

²⁾ Journ. R. As. Soc. Ceylon Branch 1853. p. 89.

³⁾ Hartshorne l. c. p. 415.

⁴⁾ The Mahāwanso, edited by George Turnour. Ceylon 1837. Vol. I. Index and Glossary. p. 30.

erregt, da in dem großen Geschichtswerke Ceylons, dem Mahawanso, die älteste Bevölkerung der Insel mit demselben Namen belegt wird. Als Wijayo, der Begründer der ersten bekannten Dynastie Ceylons, im Jahre 543 v. Chr., dem Jahre von Gotama Buddhas Tod, auf der Nordwestküste, wie angenommen wird, in der Gegend von Putlam¹⁾ landete, traf er schon einen organisirten Yakkho-Staat²⁾; ja von Gotama Buddha selbst wird erzählt, daß er nach Lanká, einer Ansiedelung der Yakkhos, kam³⁾. Man wird daraus wohl kaum mit Sir Emerson Tennent⁴⁾ und Anderen ohne Weiteres schließen dürfen, daß das Volk der Nordwestküste, welchem der Name der Yakkhos beigelegt wurde, mit den heutigen Weddas identisch war, und daß bis zur Zeit Wijayo's eine homogene Urbevölkerung die Insel bewohnte, aber man wird auch wohl nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß in frühester Zeit fast die ganze Bevölkerung demselben Yakkho-Dienst zugewendet war, wie er jetzt noch bei den Weddas und nur bei ihnen gefunden wird. Denn die Sinhalesen sind Buddhisten, die Moors und die Mehrzahl der Tamilen Mahomedaner.

Auch der Umstand spricht gegen eine Bewohnung der ganzen Insel durch Weddas, daß die alte Sage von Königen, Prinzessinnen und Städten (z. B. Lankápura) der Yakkhos zu erzählen weiß, während bei den Weddas der neueren Zeit von alle dem keine Spur aufgefunden ist. Wie sie keinen Gott, keinen Priester, und keinen Tempel haben, so behelfen sie sich auch ohne König, ohne Häuptlinge und ohne Städte, ja sogar ohne Häuser. Wenigstens gilt dies von der „wilderer Abtheilung“. Man müßte eine so tiefe Degradation der heutigen Weddas von der alten Yakkho-Zeit her annehmen, daß sie in der That beispiellos sowohl in der Geschichte, als in der Ethnologie dastehen würde. Selbst für denjenigen, der, wie ich, die Möglichkeit selbst einer starken intellektuellen und physischen Degra-

¹⁾ Hr. Brodie (Journ. R. Asiat. Society, Ceylon Branch 1853. p. 48) giebt an, daß der Ort der ersten Ansiedelung (Tambapanni) noch jetzt Tammena Adawesa heiße und 6—8 engl. Meilen östl. von Putlam liege. Von dem Worte Tambapanni wird die griechische Bezeichnung der Insel, Taprobane, abgeleitet (Tennent l. c. Vol. I. p. 525. note 1.).

²⁾ Maháwanso p. 48—49.

³⁾ Ebendas. p. 2. Lanká filled by yakkhos, and therefore the settlement of the yakkhos. (Lanka ist ein alter Name von Ceylon.)

⁴⁾ Tennent l. c. II. p. 438.

dation ganzer Stämme anerkennt, würde es doch ein gewaltiger Schritt sein, zuzulassen, daß ein Stamm, der sein Gebiet nicht wechselte, und in nächster Nachbarschaft mit verhältnißmäßig hoch civilisirten Stämmen lebt, in wenig mehr als zwei Jahrtausenden so tief herabsinken könne. Die weitere Darstellung wird allerdings ergeben, daß man bei den Weddas die Frage der Deteriorirung nicht umgehen kann, aber ich möchte schon hier aussprechen, daß ich mich nicht dafür entscheiden kann, ihren Verfall aus einem organisirten Yakkho-Staat zuzugestehen.

Keine einzige Thatsache spricht dafür, daß Wijayo mit seiner Gefolgschaft aus dem Thal des Ganges der erste Fremde war, welcher nach Ceylon kam. Im Gegentheil, schon die Sage von der Ankunft des Gotama Buddha deutet auf frühere Ankömmlinge. Nicht minder geschieht dies in der alten Ueberlieferung des Ramayana. Lassen¹⁾ erklärte geradezu, man müsse in der Sage von Rama „die Erinnerung an einen früheren Versuch sehen, die Insel von Indien aus zu colonisiren.“ Die Nordwestküste Ceylons liegt der Küste Coromandel so nahe und die Nachbarschaft der Adams Bridge ist auch später so anhaltend der Landungsplatz für Eindringlinge aus Vorderindien gewesen, daß man sich vielmehr wundern müßte, wenn gleich die erste Einwanderung in so entlegener Zeit durch die Geschichte fixirt worden wäre. Fand Wijayo auf der Insel schon eine Art von politischer Organisation vor, so wird auch schon vor ihm eine fremde Occupation angenommen werden dürfen, und die Zeit, in welcher auch der ganze Norden der großen Insel Wedda-Land war, muß dann um ein gutes Stück weiter zurückverlegt werden. In historischer Zeit hat eine Occupation nach der andern vom Norden und Westen her stattgefunden und die reinere Bevölkerung ist gegen den Süden und Osten zurückgeschoben worden. Aber auch von dieser reineren Bevölkerung wird nur zum Theil zugestanden werden können, daß sie den ursprünglichen Typus unverfälscht erhalten habe.

Der erste Besuch des Gotama Buddha auf der Insel fand nach dem Mahawanso²⁾ in Mahéyangano statt. Dieser Ort ist allerdings gerade

¹⁾ Christian Lassen. Indische Alterthumskunde. Bonn 1847. Bd. I. S. 198.

²⁾ Maháwanso p. 3. cap. I. Introduction p. XXIV. Glossary p. 16.

im heutigen Wedda-Land bei Bintenne zu suchen, wo nachmals von den Königen Devenepia-Tissa (307 v. Chr.) und Dutthagámini (164 v. Chr.) eine Dágoba errichtet wurde¹⁾. Nach den Yakkhos, in deren Mitte der Buddha hier erschien, besuchte er bei einer zweiten Gelegenheit Nágadipo, den Ort der Nagas, d. h. der Schlangen-Anbeter²⁾, von dem man annimmt, daß er den Norden und Westen der Insel bezeichnen soll; jedenfalls ist sowohl von Anwohnern des Oceans, als auch von Berg-Nagas die Rede; es wird ein Naga-König von Kalyáni (in der Nähe von Colombo) erwähnt u. s. w. Sir Tennent³⁾ vergleicht diesen Götzendienst mit dem der rakshas unter den dravidischen Stämmen Vorderindiens, wahrscheinlich mit vielem Recht, aber er übersieht, daß, wenn überhaupt diesen mythologischen Traditionen ein Werth beigelegt werden soll, daraus eine Mehrheit von Stämmen oder doch mindestens eine Zweispältigkeit der uralten Bevölkerung hergeleitet werden müßte. Und es ist nicht ohne Werth, daß die Schilderungen des Naga-Staates in diesen ältesten Mythen uns das Bild einer viel vollkommeneren Organisation entfalten, als es durch die Erzählungen über die Yakkhos geschieht. Trotzdem wird man wohl darauf verzichten müssen, diese Mythen als Grundlage der ethnologischen Betrachtung zu benutzen und daraus einen hoch entwickelten Wedda-Staat der prähistorischen Zeit aufzubauen. Waren die Weddas von Bintenne schon vor Wijayo Buddhisten, so wäre ihre spätere Religionslosigkeit, ihre überwiegend thierische Nahrung und so vieles Andere kaum erklärlich.

Noch bis in die jüngste Zeit waren die Weddas ein nomadisirendes, halb troglodytisches Jägervolk. Wie schon erwähnt, lebten sie in geringer Zahl auf einem verhältnismäßig ausgedehnten Waldgebiet, welches ohne eigentliche Abgrenzungen, jedoch unter Anerkennung einer Art von traditionellen Familienansprüchen, unter kleinen, verwandtschaftlich zusammengehörigen Gruppen vertheilt war. Jede Familie hatte ihr besonderes Jagdgebiet, in welchem ihr Vorrecht anerkannt wurde. Darin suchten sie Honig und Bienenwachs, gruben eßbare Wurzeln, jagten das

¹⁾ Tennent l. c. II. p. 420.

²⁾ Maháwanso p. 4. Glossary p. 18.

³⁾ Tennent l. c. I. p. 328.

Wild und stellten den Vögeln und Fischen nach. Von irgend einer Art von Anbau, sei es von Garten-, sei es von Ackerbau, war nicht die Rede. Sie besaßen kein gezähmtes Hausthier außer dem Hunde, und es kann selbst in Bezug auf diesen die Frage aufgeworfen werden, ob sie ihn nicht erst später angenommen haben, denn die Art unterscheidet sich nach Bailey¹⁾ in nichts von der gewöhnlichen Landrasse Ceylon's. Auch scheinen die Hunde noch mehr, als zur Jagd²⁾, zur persönlichen Bewachung erzogen zu sein. Sir John Lubbock³⁾ legt Gewicht darauf, daß sie Jagdbüffel besaßen, welche so angelernt waren, daß der Jäger sie an einem um ein Horn gelegten Stricke lenkte und sich, hinter ihnen verborgen, an das Wild schlich, allein Hr. Bailey⁴⁾ erklärt ausdrücklich, daß diese von ihm allerdings in Bintenne constatirte Sitte über die ganze Insel verbreitet sei; es darf den Weddas daher wohl kaum ein Anspruch auf diese Erfindung zugeschrieben werden.

Ihr Jagdgeräth ist so einfach, wie möglich. Es besteht aus einem starken, 6 Fuß langen Bogen und 2—3 Pfeilen von $3\frac{1}{2}$ Fuß Länge, deren Spitze aus Eisen gearbeitet ist. Das Spannen des Bogens wird allerseits als sehr schwierig beschrieben: Sir Tennent⁵⁾ liefs daher die Weddas in halb liegender Stellung unter Benutzung des linken Fusses den Bogen spannen und gab eine Abbildung davon nach einem, in Ebenholz geschnitzten Modell eines eingebornen Holzschneiders. Die späteren Beschreiber konnten von dem Fortbestehen eines solchen Gebrauches nichts erfahren; sie lassen den Bogen mit dem linken Arm spannen und leiten von dieser Uebung die ungewöhnliche Kraft und Entwicklung dieses Arms ab.

Außer eisernen Pfeilspitzen besitzen die Weddas noch, jedoch vorzugsweise zu dem Zweck, Honig und Wachs aus hohlen Bäumen herauszuhauen, eine eiserne Axt, selten zwei, eine gröfsere und eine kleinere. Diese Eisengeräthe erlangen sie durch Tausch von ihren Nachbarn; ihre einzige Thätigkeit besteht darin, die Pfeilspitzen durch Klopfen für ihre be-

¹⁾ Bailey l. c. p. 286.

²⁾ Davy (l. c. p. 117) sagt geradezu, sie gebrauchten die Hunde nicht zur Jagd, es sei denn auf Talagoya (Inguana).

³⁾ John Lubbock. Prehistoric times. London 1878. 4th. Edit. p. 448.

⁴⁾ Bailey l. c. p. 288.

⁵⁾ Tennent l. c. Vol. I. p. 499. Note 7. Vol. II. p. 439.

sondere Zwecke zuzuschlagen. Aber selbst diese Stücke sind selten und werden als kostbare Erbstücke in der Familie aufbewahrt; ja zuweilen haben sie nur Pfeilspitzen aus zugeschärftem und mit Vogelfedern besetztem Holz. Hr. Hartshorne¹⁾ macht bei Anführung dieser Verhältnisse die interessante Angabe, daß das Wort galrekki, gala, womit sie die Axt bezeichnen, im Sinhalesischen Stein oder Fels bedeutet, und er sieht daher mit Recht darin eine Erinnerung an eine frühere Zeit, wo steinerne Waffen unter den Weddas im Gebrauche waren. Freilich ist es mir nicht bekannt, daß in Ceylon Steingeräthe gefunden worden sind, indess ersehe ich auch nirgends, daß darnach gesucht worden ist. Es wäre vielleicht eine sehr dankbare Aufgabe, die Höhlen, in denen nach Hrn. Bailey noch jetzt Gebeine der Todten vorkommen sollen, auf ihren sonstigen Inhalt genauer zu durchforschen.

Ihre Nahrung ist fast ausschließlich eine thierische²⁾. Wie die Buddhisten, schliessen sie das Fleisch des Rindes vom Genuß aus; ebenso (nach Sir Tennent und Mr. Bailey) das des Elephanten, des Bären, des Leoparden, des Schakals und des Huhns. Dagegen essen sie das Fleisch aller übrigen Vögel, des ceylonesischen Elchs (Samba deer, *Rusa Aristotelis*), des Hirsches (*Axis maculata*), des Affen, des Schweins, des Leguan und des Pengolin (*Manis pentadactylos*). Letzteres gilt als das beste. Unter den Fischen ziehen sie den Aal vor. Alle Nahrung wird gekocht. Da sie jedoch kein Thongeräth besitzen, so ist die Zubereitung des Fleisches eine sehr rohe. Wolf³⁾ behauptete sogar, sie äßen das Fleisch ungekocht. Gegenwärtig scheint dies wenigstens nicht die Regel zu sein: sie kochen und braten das Fleisch. Feuer erzeugen sie in der im Osten gebräuchlichen Weise, indem sie ein zugespitztes Holz gegen die Aushöhlung eines anderen Holzstückes, das sie zwischen den Füßen halten, setzen und dasselbe wirbelnd drehen⁴⁾. Sie benutzen dazu das Holz desselben Baums, des Welanbaums (*Pterospermum suberifolium*), aus

¹⁾ Hartshorne l. c. p. 408.

²⁾ In the choice of their food, both classes (Rock V. and Village V.) are almost omnivorous, no carrion or vermin being too repulsive for their appetite. Tennent II. p. 439. — Their food being only flesh. Knox p. 123.

³⁾ Wolf a. a. O. S. 117.

⁴⁾ Eine ausführliche Beschreibung bei Sir E. Tennent l. c. II. p. 451.

welchem auch die Bogen gemacht werden. Jedoch scheint neuerlich auch die Sitte des Feuerreibens außer Gebrauch zu kommen; mindestens behauptet Hr. Hartshorne, daß sie jetzt Flint und den Stahl ihrer Aexte oder Pfeilspitzen dazu benutzen. Besondere Genußmittel sind unter ihnen unbekannt; weder Betel, noch Tabak¹⁾ sind im Gebrauch. Sie trinken nur Wasser und kauen eine Rindenart. Selbst Salz war ihnen, wie Hr. Hartshorne²⁾ berichtet, unbekannt; als es ihnen aber gereicht wurde, gefiel es ihnen sehr.

Nur an einzelnen Orten, wo europäische Einwirkung erkennbar ist, wird eine roheste Art von Ackerbau betrieben, wie sie übrigens noch heutigen Tages in der Troas und in Spanien üblich ist. Kleine Strecken (chéna) des Jungle werden niedergebrannt, dann bestellt und dann wieder auf 5—10—15 Jahre sich selbst überlassen³⁾. Mit dieser, gar nicht in Betracht kommenden Ausnahme ist ihre ganze Existenz auf den Ertrag der Jagd gestellt. Das allgemeine Anerkenntniß dafür zeigt sich in ihrem Namen, der nach der fast einstimmigen Annahme Jäger (hunter, archer, one who shoots) bedeutet. Ich werde darauf zurückkommen. Vorläufig wollte ich nur hervorheben, daß in den Gebräuchen der Weddas nichts gelegen ist, was andeutete, daß sie sich in irgend einer Zeit über den Zustand eines rohen Jägervolks hinaus entwickelt haben.

Ja, sie haben nicht einmal den ersten Grad der Sefshaftigkeit erreicht⁴⁾. Obwohl sie bei ungünstigerer Witterung die natürlichen Höhlen des Landes oder einfache, aus Baumzweigen und Rinde zusammengestellte Hütten⁵⁾ benutzen, so scheint dies doch nirgends in dauernder Weise

¹⁾ In der Abbildung bei Knox wird der Wedda allerdings mit einer brennenden Pfeife abgebildet, aber dies war eine freie Erfindung des Künstlers.

²⁾ Hartshorne l. c. p. 413.

³⁾ Bailey l. c. p. 282.

⁴⁾ Knox (l. c. p. 123) sagt von ihnen: they have no towns nor houses, only live by the waters under a tree, with some boughs cut, and laid round about them, to give notice when any wild beast come near, which they may hear by their rustling and trampling upon them. Er sah solche Plätze auf seiner Flucht aus der fast 20jährigen Gefangenschaft.

⁵⁾ Sir Tennent (l. c. II. p. 439) spricht auch davon, daß sie zuweilen auf Gerüsten schliefen, welche sie in den Bäumen bereiten. Das würde auf Gebräuche hinweisen, wie sie Hr. F. Jagor (Zeitschr. für Ethnologie 1879. Verhandl. der Berliner anthropol. Gesellsch. S. 79. Taf. IX.) von den Kanikars in Vorderindien berichtet. Da-

geschehen zu sein. Im Gegentheil, beständiger Wechsel des Ortes innerhalb ihres Jagdgebiets war die Regel. Daher beschränkt sich ihre Geselligkeit, ja ihr Gedankenkreis wesentlich auf die nächsten Angehörigen, deren Zahl oft sehr klein ist und vielleicht nur 4—5 Personen beträgt. Aller Anreiz zu höheren Genüssen und Ansprüchen fällt damit von selbst fort. Ehrgeiz, Eifersucht, Liebe zum Putz kommen gar nicht zur Entwicklung. Aber auch ein Bedürfnis zu angespannter Geistesthätigkeit tritt nicht hervor. So erklärt sich, wie mir scheint, in natürlicher Weise eine Reihe von Eigenthümlichkeiten, ja zum Theil von widersprechenden Sonderbarkeiten.

Von einem so wilden und niederen Volksstamme könnte man vielleicht erwarten, daß er die Fremden überfallen, die Nachbarn bedrohen, selbst entfernteren Abtheilungen des Stammes kriegerisch entgentreten werde. Von älteren Erzählungen und von vereinzelt Fällen, die ganz außer Betracht bleiben können, abgesehen, ist die Sitte der Weddas eine durchaus friedliche. Auch den Schritt vom Jäger zum Krieger haben sie nicht gemacht. Sie sind friedfertig unter sich und gegen die Anderen, so lange man sie in Ruhe läßt. Sie halten das Eigenthum heilig und sind treu und wahrheitsliebend. In dem Maasse, als ihr Leben sich auf den Kreis der Familie beschränkt, ist auch das Familiengefühl stärker entwickelt. Ehebruch und Polygamie werden nur da erwähnt¹⁾, wo man den Versuch gemacht hat, sie zu civilisiren. Während unter ihren Nachbarn, den sinhalesischen Kandiern, Ehebruch und Polyandrie²⁾ so allgemein waren, daß die englische Regierung im Jahre 1859 ein besonderes Gesetz dagegen erlassen mußte, war eheliche Treue und Monogamie, sowie Liebe zu den Kindern unter den Weddas selbstverständliche Sitte. Hr. Bailey³⁾ führt die sehr charakteristische Aeußerung eines Kandiers über sie an: sie sind, sagte derselbe, just wie die Wanduras.

gegen behauptet Hr. Hartshorne, sie seien schlechte Kletterer und besäßen keine besondere Fähigkeit, mit den Füßen zu greifen. Percival (l. c. p. 338) dagegen berichtet das gerade Gegentheil: sie sprängen mit großer Geschicklichkeit auf Bäume und schliefen darauf.

¹⁾ Gillings l. c. p. 86.

²⁾ Tennent l. c. II. p. 428.

³⁾ Bailey l. c. p. 293.

Und doch sind die Weiber nichts weniger als anziehend, und nicht einmal durch Schmuck ausgezeichnet oder auch nur reinlich. Vom Waschen des Körpers ist keine Rede. They are the most ordinary specimens of the sex I ever saw, sagt Bailey. Beide Geschlechter gehen fast nackt. In früherer Zeit trugen sie Stücke von Baumrinde (*Riti-tree*, *Antiaris innoxia* oder *A. saccadora*); später setzten sie an deren Stelle kleine Fetzen von Zeug, die durch eine Schnur um den Leib festgehalten werden. Die Weiber unterschieden sich nur dadurch, daß sie runde Pflöcke von Elfenbein in den durchbohrten Ohrläppchen trugen¹⁾. Hr. Hartshorne²⁾ dagegen sah schon bei beiden Geschlechtern Zierrathen in den Ohren, namentlich Perlen oder, was besonders beliebt war, leere Patronenkapseln. Offenbar sind dieß ganz moderne Neuerungen; man wird ohne Weiteres annehmen dürfen, daß vor nicht langer Zeit die völlige oder höchstens durch die Bedeckung der Schamtheile gemilderte, schmucklose Nacktheit Regel war.

Wenn trotzdem weder Polygynie noch Polyandrie beobachtet ist, so mag sich dieß aus der geringen Dichtigkeit des Volkes und aus der Vereinsamung der Familien erklären. Vielleicht darf man auf dieselbe Weise auch die andere, am meisten auffällige Sitte deuten, welche von verschiedenen Reisenden bezeugt ist, nemlich die Heirath mit der Schwester. Und zwar die Heirath mit einer jüngeren Schwester, während die mit der älteren für unzüchtig gilt. Nach Hrn. Hartshorne³⁾ wäre sogar die Ehe mit einer Tochter zulässig, indess wird es sich hier wahrscheinlich um thatsächliche und nicht um rechtliche Verhältnisse handeln. Knox⁴⁾ erzählt auch von einem Könige von Kandy, der mit seiner Tochter ein Kind hatte, aber keiner seiner Unterthanen scheint dieß für ein zulässiges Verhältniß gehalten zu haben. Bailey⁵⁾ ist geneigt, in der Schwisterehe ein altes Ueberlebsel zu sehen. Er erinnert daran, daß schon Wijayo, der Begründer der Sihala-Dynastie, aus einer Schwisterehe in Indien hervorgegangen sei, und daß hinwiederum der

¹⁾ Bailey p. 284.

²⁾ Hartshorne p. 409.

³⁾ Derselbe l. c. p. 416.

⁴⁾ Knox l. c. p. 73.

⁵⁾ Bailey l. c. p. 310.

Sohn Jiwahalto, den er mit einer Yakkho-Prinzessin in Ceylon erzeugt hatte, seine Schwester heirathete und der Ahnherr eines besonderen Stammes, der Pulindah, wurde. Nachher sei dieser Gebrauch auch in den sinhalesischen Königsfamilien geübt worden¹⁾. Man kann zugestehen, daß diese Anführungen recht bemerkenswerth sind, aber schwerlich sind die alten Mythen als sichere historische Thatsachen anzusehen. Sie scheinen mir nur zu beweisen, daß ein Gebrauch, der auch in Persien und in Aegypten bestand, in Ceylon frühzeitig zur Duldung gelangte; der Grund wird überall derselbe gewesen sein, in den Königshäusern, wie bei den nackten Weddas: der Mangel an geeigneten Weibern oder an Weibern überhaupt. Jedenfalls ist es nicht Unkeuschheit oder Zuchtlosigkeit, welche die Weddas zu einem solchen Ehebündniß führt. Bei der gewöhnlichen Eheschließung entscheidet der Wille der Eltern der Braut, welche selbst keine Wahl hat. Das einzige Ceremoniell dabei besteht in der Darbringung von Nahrung für die Eltern Seitens des verbenden Mannes. Wenn unter solchen Verhältnissen die Ehen dauernd und treu gehalten werden, so spricht dieß sicherlich für die Güte des Herzens bei einem so wilden Stamme.

Dagegen lassen die Nachrichten der verschiedenen Beobachter erkennen, daß eine besondere Tiefe des Gefühls bei den Weddas nicht zur Erscheinung kommt. Vielmehr deuten alle Beschreibungen auf eine gewisse mürrische Indolenz, welche nur durch die Liebe zu dem Gewohnten gelegentlich durchbrochen wird. Am bemerkenswerthesten erscheint in dieser Beziehung eine Beobachtung des Hrn. Hartshorne²⁾, für welche er eine Reihe von Thatsachen beiträgt, ich meine die Unfähigkeit der Weddas zum Lachen. Während sie weinen können, lachen sie nicht nur nicht, sondern sie misachten auch diejenigen, welche lachen. Meines Wissens ist etwas ähnliches von keinem andern Volksstamm berichtet worden; wir kennen den lachlosen Zustand nur bei gewissen Idioten.

In intellektueller Hinsicht scheinen die Weddas in der That sehr

¹⁾ Sir E. Tennent (II. p. 459) citirt als Gewährsmann dafür Valentijn l. c. cap. IV. p. 63.

²⁾ Hartshorne l. c. p. 410.

niedrig zu stehen. Nach Hrn. Hartshorne¹⁾ können sie überhaupt nicht zählen, haben auch keine Zahlworte und brauchen die Finger nicht zum Zählen. Hr. Bailey²⁾ geht nicht ganz so weit; er sagt, sie zählten mit Schwierigkeit an den Fingern, aber er giebt in seinem Vocabular kein Zahlwort und er erzählt, daß es schwer sei, einem Wedda etwas klar zu machen, was über den nächsten Tag hinausgehe. Der Reverend Gillings³⁾ sagt, sie könnten nur bis zu einer sehr beschränkten Ausdehnung (only to a very limited extent) zählen. Davy⁴⁾ giebt an, sie hätten kaum (hardly) eine Kenntniss von Zahlen und könnten nicht über fünf zählen; Sir Tennent⁵⁾ geht noch einen kleinen Schritt weiter, indem er sich so ausdrückt, daß sie unfähig seien, über fünf „an ihren Fingern“ zu zählen. Auch das ist recht wenig, zumal wenn man erwägt, daß die milderer Angaben sich auf die „zähmere Sorte“ beziehen. Hr. Hartshorne⁶⁾ bestreitet ebenso, daß ihre Sprache ein Wort für eine Farbenbezeichnung enthalte; sie besäßen weder eine Vorliebe für

¹⁾ Hartshorne p. 413. They are wholly unable to count or to comprehend the ideas of one, or two, or three, nor do they even use their fingers for this purpose; and the chief difficulty in obtaining any information from them arose from their inability to form any but the most simple mental synthesis, and from their very defective power of memory. Bei einer anderen Gelegenheit behauptete Hr. Hartshorne sogar, die Weddas hätten keine Idee von dem Unterschiede zwischen Eins und Zwei (Journ. of the Anthropol. Institute of Great Britain and Ireland. 1878. Vol. VII. p. 468).

²⁾ Bailey l. c. p. 298.

³⁾ Gillings l. c. p. 88.

⁴⁾ Davy l. c. p. 118. An dieser Stelle ist die Rede von „Dorf-Weddas“. Prichard (Researches into the physical history of mankind. London 1844. 3th Edit. Vol. IV. p. 193), welcher dasselbe anführt, berichtet, daß die Beschreibung des Dr. Davy sich auf eine große Schaar (party) von Vaddahs beziehe, welche er während seines Besuches in Kandy gesehen habe; die Leute seien nach ihren Angaben aus der Gegend des Sees von Bintenne gekommen, wo etwas Korn (a little grain) gebaut werde. Ich bezweifle die Richtigkeit dieser Mittheilung nicht, die von großer Wichtigkeit für die Beurtheilung des Werthes der Angabe über die intellektuellen Fähigkeiten der Leute ist. Aber sie ist aus einer Schrift des Dr. Davy geschöpft, die mir nicht zugänglich ist; Prichard citirt dieselbe unter dem Titel: History of the Island of Ceylon. In dem Account of the interior of Ceylon steht nichts davon, obwohl der Besuch in Kandy ausführlich (p. 364, sq.) geschildert ist.

⁵⁾ Tennent l. c. II. p. 443.

⁶⁾ Hartshorne l. c. p. 409.

lebhaftes Farben, noch eine Schätzung der Farbenunterschiede. Er klagt endlich über ihren Mangel an Gedächtniß und ihre Unfähigkeit, allgemeine Ideen zu bilden. Sir Tennent sagt, sie haben keine Idee von Zeit und Raum, keine Worte für Stunden, Tage und Jahre, — keine Spiele, keine Vergnügungen, keine Musik. Freilich gilt auch diese Bemerkung in voller Ausdehnung nur für die wilde „Sorte“; von den Dorf-Weddas erzählt Davy¹⁾, daß sie eine „rohe Art von Gesang“ während eines in plumper Weise ausgeführten Tanzes hätten hören lassen. Nimmt man dazu die Fruchtlosigkeit aller Erziehungsversuche, die man mit ihnen gemacht hat, so wird man gezwungen, die Inferiorität der Rasse zuzugestehen. Selbst wenn sich ergeben sollte, daß einige der mitgetheilten Beobachtungen zu exclusiv sind, würde sich das Gesammturtheil nicht ändern.

Es sieht wie ein Widerspruch aus, daß sie sich, wie Hr. Hartshorne²⁾ berichtet, als über ihre Nachbarn erhaben betrachten. Indefs findet sich dieser Widerspruch auch sonst: beschränkte Personen überschätzen ihre Fähigkeiten nicht selten. Sonderbarer klingt es, wenn die verschiedensten Berichterstatter anführen, daß die Weddas auch von ihren Nachbarn als Glieder einer hohen, ja der königlichen Kaste angesehen werden. Sollen sie doch in früherer Zeit den König von Kandy hura d. h. Vetter haben anreden dürfen. Da sie selbst unter sich keine Kastenunterschiede kennen, so ist dieß allerdings recht auffällig. Man hat das als einen Beweis für die Richtigkeit der Tradition angesehen, daß sie von königlichem Blut seien oder gar, wie Mr. Bailey³⁾ annimmt, von König Wijayo selbst abstammten, aber wo sollten dann die Nachkommen jenes Yakkho-Volkes geblieben sein, welches Wijayo bei seiner Ankunft auf der Insel antraf? Keine der anderen, so zahlreich vertretenen Rassen Ceylon's läßt sich mit dieser Urbevölkerung in eine nähere Beziehung bringen.

Die ältesten Berichterstatter, welche sich ausführlicher über das Kastenwesen auf der Insel Ceylon auslassen, stimmen darin überein, daß

¹⁾ Davy l. c. p. 118. Vgl. oben S. 13—14.

²⁾ Hartshorne, p. 412.

³⁾ Bailey l. c. p. 312.

die Weddas einer höheren Kaste zugerechnet wurden. Davy¹⁾, welcher diesen Punkt besonders eingehend behandelt, erzählt, daß die Mehrzahl der Sinhalesen der Kaste der Landbauer, der sogenannten Goewansè oder, wie sie im Niederland hießen, der Vellalas zugetheilt würde, und daß dazu auch die Weddas gehörten. Philalethes²⁾ hat dieselbe Angabe. Er erklärt, das Wort Gowi sei sinhalesisch, Vellalas malabarisch; zu dieser Kaste gehörten die Wanne-Weddas, von denen es zwei Sorten gebe: eine, welche Blätter auf dem Körper trügen, und eine, welche Baumrinde, durch besondere Zubereitung weich gemacht, benutzten. Daß die neueren Beobachter dieses Verhältniß weniger berühren, erklärt sich wohl aus dem Umstande, daß in letzter Zeit das Kastenwesen unter den Sinhalesen sehr an Bedeutung verloren hat, wie denn auch schon früher die beiden obersten Kasten, die königliche und die brahmanische, nicht vertreten waren. Vielleicht erklärt sich aus diesem Umstande auch der sonderbare Gebrauch, daß die Weddas, die doch nur der dritten Sammtkaste angehören, mit den Königen selbst in Verbindung gebracht wurden. Noch im Jahre 1853 bemerkte der Secretär des Ceylon-Zweiges der Asiatic Society in einer Note³⁾, daß die Weddas von Bintenne und von der Seeküste sich als Glieder einer sehr hohen Kaste betrachteten und sich Veddah Vellalas nannten. Aus dem Mitgetheilten geht hervor, daß die Bezeichnung Vellalas, die sich übrigens auch in Vorderindien findet, nur eine hierarchische Bedeutung hat, daß sie aber in Bezug auf Verwandtschaft und Ableitung der Stämme gänzlich unbrauchbar ist.

Eine andere Bezeichnung verdient hier besonders erwähnt zu werden, da sie sehr geeignet ist, Verwirrung hervorzubringen. Es ist dies der Name Dodda (Dade) Weddahs, welcher einer Abtheilung der Sudra- (Kshoodra-) Kaste, also einer der untersten Rangklassen gegeben wird: Jäger, welche die wildesten Theile der Gebirgsregion bewohnen⁴⁾.

¹⁾ Davy l. c. p. 112, 115.

²⁾ Philalethes l. c. p. 332. Der Name Philalethes ist ein Pseudonym; wie Sir Tennent l. c. Introduction p. XX. Note 5 vermuthet, birgt sich darunter der Rev. G. Bisset. Dieser war gleichzeitig mit Dr. Davy in Ceylon; letzterer erwähnt seiner Person l. c. p. 372, sq.

³⁾ Journal Ceylon Branch of the R. Asiatic Society. 1853. p. 89.

⁴⁾ Davy l. c. p. 112, 127. Philalethes l. c. p. 334.

Knox¹⁾ erzählt, die Niedrigsten der Niedrigen seien Bettler, welche von Dodda veddahs d. h. Jägern abstammten; sie hätten die Aufgabe gehabt, dem Könige von Kandy Wild zu liefern. Als sie aber statt des Wildes Menschenfleisch gebracht hätten, habe der König sie ausgestoßen und zu Bettlern gemacht. Die ausführliche Beschreibung, welche er von ihnen liefert, lehrt, daß er eine der out-casts meint. Davy führt zwei Arten davon an: die Gattaroo und die Rhodees oder Gasmundo, welche er mit den Zigeunern vergleicht. Letztere werden jetzt gewöhnlich Rodiyas genannt. Von ihnen erzählt Tennent²⁾ dieselbe Geschichte, wie Knox von den Dodda veddahs, und sagt, eine „Legende“ erkläre sie für einen Zweig der Weddas. Eine genauere Beschreibung von ihnen hat Mr. Chitty³⁾ geliefert. Er nennt sie eine besondere und eigenartige Rasse, entweder hervorgegangen aus einer Colonie wandernder Horden aus Indien, oder der Ueberrest der Urbevölkerung, gemischt mit sinhalesischen Frauen von hoher Kaste, welche von dem Könige mit dem Verlust der Kaste bestraft wurden. Sie lebten nur im Innern, nicht zahlreich, im Ganzen vielleicht nicht über 1000, zerstreut, oder in besonderen, von den sinhalesischen entfernten „Aussatz“-Dörfern (Kuppayams). In den Seven Korles unterscheide man zwei Abtheilungen: die Tirringa Rodi und die Halpagny Rodi. Sie seien robuster und athletischer, als die Sinhalesen, die Frauen häufig hübsch. Beide Geschlechter lassen das Haar in voller Länge wachsen und schlingen es in einen Knoten. Sie leben von der Jagd und gebrauchen Bogen und Pfeile, wie die Weddas; auch darin nähern sie sich diesen, daß sie ihre Todten, in Matten gewickelt, begraben. Obwohl Buddhisten, opfern sie dem Garro Yakko und dem Weddi Yakko. Sie sprechen sinhalesisch, besitzen aber eigenthümliche Worte, die Mr. Chitty für alte Ueberlebsel hält. Die Darstellung von Sir Tennent stimmt damit überein; er besuchte ein Rodiya-Dorf, welches auf dem Pafs zwischen Kandy und dem Mahawelliganga liegt, und giebt ein Bild mit einer Gruppe dieser Leute. Wie er nachweist, wer-

¹⁾ Knox l. c. p. 139.

²⁾ Tennent l. c. II. p. 187.

³⁾ Simon Casie Chitty. Journ. of the Ceylon branch of the R. Asiat Soc. Colombo 1853. p. 171.

den Rodiyas im Rajavali schon 204 vor Chr. und im Mahawanso 589 nach Chr. erwähnt. Seiner Meinung nach ist der körperliche Unterschied von den Weddas sehr groß und er ist daher geneigt, sie von der indischen Küste, und zwar aus Chandala-Blut, abzuleiten. Uebrigens giebt es ihrer nur in den Kandy-Distrikten. Obwohl sie den Cagots und Caqueux der Pyrenäen vergleichbar seien, so gebe es doch zwei „Rassen von outcasts“ in Ceylon, welche selbst von den Rodiyas verabscheut würden, nemlich die Ambetteyos (Barbiere) und die Hanomoreyos (Betelbüchsenmacher) in Ouva.

Die Existenz dieser outcasts ist von nicht geringem Werthe für die Deutung der Stellung der Weddas innerhalb so verwickelter Volksverhältnisse. Wären die Weddas, wie manche vermuthet haben, ursprünglich Ausgestoßene gewesen, so würden sie sicherlich noch heutigen Tags outcasts sein, so gut wie die Rodiyas es nunmehr seit mindestens zwei Jahrtausenden sind. Wären sie, wie die Araber, die sogenannten Moormen, nachträglich eingewandert, so würden sie nicht in die relativ hohe Kaste der Vellalas gesetzt sein, denn die Moormen sind in keiner Kaste, wenngleich den Carawè (Fischern), einer Unterabtheilung der Sudras, „attachirt“¹⁾. Unzweifelhaft muß also ein Gefühl ursprünglichen Zusammenhanges unter den Sinhalesen lebendig geblieben sein, welches trotz des religiösen und physischen Gegensatzes die Zugehörigkeit der Weddas zu den socialen Ordnungen des Buddhismus anerkannte. Bei den Rodiyas haben die Jahrtausende nicht genügt, um sie zu der Degradation herab zu bringen, welcher die Weddas schon verfallen waren, als Knox von ihnen hörte, und welche am stärksten in dem Ausspruche von Davy ausgedrückt ist: the forest Weddahs, — — being rather solitary animals than social, and resembling more beasts of prey, in their habits, than men. Wir werden noch sehen, welches die Hindernisse sind, daß sich die Weddas nicht ohne Weiteres als „wilde Sinhalesen“ auffassen lassen, und wie es gekommen ist, daß eine große Zahl der unmittelbaren Beobachter den Ursprung derselben auf der Küste von Malabar gesucht hat. Diese Erörterung wird zweckmäßiger einer späteren Stelle vorbehalten, wenn wir die physischen Eigenschaften der verschiedenen, in Betracht kommenden

¹⁾ Davy l. c. p. 113.

Stämme besprochen haben werden. Hier dürfte es sich empfehlen, zunächst die historischen und linguistischen Bemerkungen beizubringen, welche das Verhältniß der eigentlichen Culturstämme der Insel betreffen.

Das natürliche Einwanderungsgebiet ist, wie gesagt, der Nordwesten der Insel, welcher der vorderindischen Halbinsel am nächsten liegt. Hier hat sich in der That eine tamilische Bevölkerung festgesetzt, deren Zusammenhang mit den Dravidiern Indien's zweifellos erscheint. Die Geschichte Ceylon's meldet schon sehr früh von Einfällen dravidischer Horden. Im Maháwanso heißen diese Leute Damilos. Da nach dem Zeugniß des zuverlässigen Childers¹⁾ das Wort Dâmila im Pali mit Drâvida im Sanskrit identisch ist, so wird man unbedenklich alle Erzählungen des Maháwanso, wo von Damilos die Rede ist, auf Dravidier beziehen können. Die englischen Localschriftsteller nennen sie gewöhnlich Tamils oder Malabars, jedoch warnt Sir Tennent²⁾ wiederholt davor, damit nicht den Begriff zu verbinden, als habe es sich nur um Bewohner der eigentlichen Malabar-Küste gehandelt. Ursprünglich hätten sie vielmehr zu einem der frühest organisirten Staaten in Südindien, dem Königreiche Pandya gehört, welches den größten Theil der Coromandel-Küste bis nach Canara an der Westküste und südlich bis an die See umfasste, und von welchem neuerlich nur der kleine Staat der Nains von Madura übrig geblieben sei. Später ergossen sich, gleichfalls unter dem Namen der Malabars, Horden von allen Theilen der Halbinsel, auch von der Coromandel-Küste bis nördlich von Cuttack und Orissa über die Insel.

Schon um das Jahr 237 v. Chr. wird ein Einfall der Damilos im Norden berichtet³⁾, welcher eine 22jährige Herrschaft derselben begründet. Kaum waren sie überwunden, als schon unter dem nächsten Könige aus der Sihala-Dynastie, Aséla (um 215) wiederum ein Damilo, aus dem Stamme Uju im Chóla-Lande⁴⁾, sich der Herrschaft bemäch-

¹⁾ R. C. Childers Notes on the Sinhalese Language. Journ. of the Royal Asiatic Society 1875. Lond. Vol. VIII. p. 133. Note.

²⁾ Tennent l. c. I. p. 353. 394.

³⁾ The Maháwanso Chap. XXI. edit. by Turnour p. 127. Man vergl. ebend. Appendix. Sovereigns of Ceylon p. LXI.

⁴⁾ Nach Turnour Mahawanso Glossary p. 5 heisst Chóla sinhalesisch Solí (Sollee) und umfasste wahrscheinlich Mysore und Tanjore.

tigte¹⁾ und 44 Jahre regierte. Obwohl regelmässig zurückgeworfen, wiederholten die Damilos ihre Einfälle immer von Neuem. Unter der Regierung des Königs Mihinda (1023—1054 nach Chr.) hatte sich die fremde Bevölkerung auf der Insel schon so vermehrt, daß sie das Uebergewicht über die eingeborne erlangte, und bei einer neuen Invasion der Leute von Sollee wurde der König gefangen und das Land für längere Zeit unterworfen²⁾. Von Malabar strömten immer neue Zuzüge herein und erst nach schweren Kämpfen ward die Fremdherrschaft gebrochen. Aber schon im Beginn des 13. Jahrhunderts fielen die Cholas wieder in das Land ein³⁾. Dießmal kamen die Eroberer jedoch von viel fernerer Orten, nemlich von Kalinga, dem Theile des Dekkan, der jetzt Nord Circars heisst⁴⁾. Ihr Führer Maagha unterwarf unter gräulichen Verwüstungen das ganze Land bis zum Süden hin und ward König von Ceylon im Jahre 1211. Später gelang es den sinhalesischen Fürsten, allmählich die Provinzen Rohuno (Rohuna) im Süden und Mayaratta in dem gebirgigen Centrum wiederzugewinnen, aber der Norden des Landes, die Provinz Pihiti oder Rajaratta, das alte Königsland, blieb bis zum Mahawelliganga in den Händen der Tamilen und wurde nach und nach gänzlich und dauernd dravidisirt. Nur ein Theil dieser Bevölkerung, die Mookwas⁵⁾, welche im Nordwesten an der Küste, nördlich von Chilaw, wohnen, hat die christliche Religion angenommen⁶⁾. —

Auf demselben Wege, jedoch in friedlicher Weise, sind zahlreiche mohamedanische Araber, die seit der portugiesischen Zeit sogenannten Moors oder Moormen⁷⁾, eingewandert. Sir A. Johnston setzte ihre Ankunft in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts und leitete sie von dem Hause Haslum

¹⁾ Maháwanso p. 128.

²⁾ Ebendasselbst p. LXIV.

³⁾ A. de Silva Ekanâyaka. Journ. R. Asiat. Soc. 1876. Vol. VIII. p. 297.

⁴⁾ Tennent l. c. I. p. 412.

⁵⁾ Ein ähnliches Wort (Mokua) ist in Madagascar gebräuchlich, um eingewanderte Afrikaner zu bezeichnen (Verhandl. der Berliner anthropol. Gesellschaft 1880. S. 190. Zeitschr. für Ethnol. Bd. XII). Hier ist es auf einen Negerstamm der östlichen Küste Africa's zu beziehen, welcher diesen Namen trägt (Monatsberichte der Akademie 1880. S. 1017). Möglicherweise ist die Übereinstimmung der Namen eine bloß zufällige.

⁶⁾ A. O. Brodie Journ. of the Ceylon Br. of the R. Asiat. Soc. 1853. p. 50.

⁷⁾ Derselbe p. 40.

ab, dessen Mitglieder durch den Kalifen Abdul Melek Ben Merwen vertrieben wurden und sich zum Theil in Südindien, zum Theil in Malacca ansiedelten. Allein die sorgfältigen Ausführungen von Sir Tennent¹⁾ haben dargethan, daß Niederlassungen von Arabern schon in sehr früher Zeit auf der Insel nachzuweisen sind. Läßt man auch eine sehr dunkle Stelle des Plinius bei Seite, so scheint doch kein Zweifel darüber zu sein, daß mindestens seit dem ersten, sicher seit dem 6ten Jahrhundert nach Christo ein ausgedehnter Handelsverkehr von Persien und Arabien aus nach Ceylon betrieben wurde und daß schon seit dieser Zeit manche dieser „Mauren“, wie die Portugiesen sie später nannten, im Lande blieben. Sir Tennent hält die jetzigen Moormen für Nachkommen der Einwanderer aus Ehen mit Eingebornen. Hr. Pridham²⁾ zerlegt die Moors genealogisch in zwei Gruppen. Die eine derselben führt er auf alte Einwanderungen von Arabern zurück, welche sich in Indien einheimische Weiber genommen und mit ihnen Kinder gezeugt hatten; von der anderen, welche er Indo-Moors nennt und von welchen eine grössere Anzahl sich in späterer Zeit in den Distrikten Chilaw und Putlam niedergelassen haben soll, giebt er keine genetischen Erklärungen, nur widerspricht er der Meinung des Hrn. Casie Chitty, daß sie aus einer Vermischung einer uralten hindostanischen Bevölkerung, der Sonahars, mit Arabern und anderen Mohamedanern hervorgegangen sei. Jedenfalls erkennt jedoch auch Hr. Pridham an, daß gegenwärtig kein Unterschied zwischen den beiden Gruppen mehr bestehe. Sie sind jetzt, zum Theil in besonderen Dörfern, weithin über die Insel zerstreut und vermitteln hauptsächlich den kaufmännischen Verkehr, auch mit den Weddas. —

In verhältnißmäfsig kleiner Zahl, jedoch an vielen Orten zerstreut finden sich Malayen auf der Insel, wie es scheint, durchweg von mohamedanischer Religion. Nach der Darstellung des Hrn. Pridham³⁾ stammen sie hauptsächlich von den kleinen Rajas und deren Gefolgschaft, welche die Holländer hierher von Java, Malacca und Sumatra verbannten und welche später von den Engländern in ihre einheimischen Regimenter

¹⁾ Tennent l. c. I. p. 546, 555, 607.

²⁾ Pridham l. c. I. p. 470.

³⁾ Derselbe l. c. I. p. 482.

aufgenommen wurden. Wichtiger würde es sein, wenn die Ansicht¹⁾ richtig wäre, daß die ursprüngliche Bevölkerung der Insel eine malayische gewesen sei. Dieselbe stützt sich namentlich auf die allerdings sehr bemerkenswerthe Thatsache, daß sich die Sinhalesen doppelter Canoes oder Boote mit Auslegern bedienen, wie sie in allen von Malayen bewohnten oder besiedelten Gebieten, also westlich von der indischen und arabischen Küste nur in Madagascar, im Gebrauch sind. Indefs ist dieß auch der einzige Anhaltspunkt für die Annahmen einer ethnischen Verwandtschaft.

Natürlich sind in den letzten Jahrhunderten Europäer der verschiedensten Nationen, namentlich Portugiesen, Holländer und Engländer, hinzugekommen, jedoch haben sie für unsere Betrachtung keinen Werth. Dasselbe gilt von den afrikanischen Negern und den Parsis, von denen die ersteren erst neuerlich eingeführt, die letzteren zu verschiedener Zeit, aber in unbedeutender Zahl eingewandert sind.

Die südliche Hälfte der Insel, die alte Provinz Rohuna, und das centrale Maya-Land sind noch gegenwärtig von Sinhalesen²⁾ bewohnt, jene von verhältnißmäßig reinblütigen Sinhalesen, dieses von den stellenweise etwas mehr gemischten Kandiern, welche als die nächsten Nachbarn der Weddas schon mehrfach erwähnt sind. Die ethnologische Stellung der Sinhalesen ist bis jetzt hauptsächlich nach linguistischen Merkmalen erörtert worden. Ihre Sprache ist seit Rask³⁾ längere Zeit als eine dravidische betrachtet worden. Lassen⁴⁾ hat für diese Auffassung seine große Autorität eingesetzt; er betrachtete „das Volk der Sinhalesen seiner Sprache nach als zu der großen Familie der Dekhanischen Stämme“ gehörig. Noch neuerlichst erklärt Hr. Friedrich Müller⁵⁾ das Sinhalesische für ein, mit indischen Elementen freilich stark versetztes, den Dravida-Sprachen verwandtes Idiom, welches jedoch genealogisch davon verschieden und insofern unabhängig entwickelt sei. Er hält daher die Bevölkerung für ein Gemisch der Urbewohner, welche mit den Dravidas

¹⁾ Tennent l. c. I. p. 327. II. p. 103 (Abbildung).

²⁾ Ich folge in der Schreibung dieses Namens (statt Singhalesen oder Cinghalesen) den Erläuterungen von Childers l. c. p. 37.

³⁾ Rask Singalesisk Skrifftlaere. Kolombo 1821. (citirt von Lassen).

⁴⁾ Christ. Lassen Indische Alterthumskunde I. S. 199, 303.

⁵⁾ Fr. Müller Allgemeine Ethnographie. Wien 1879. S. 466, 477.

eines Stammes zu sein schienen, mit eingewanderten Indern¹⁾. Die gerade entgegengesetzte, in der neueren Zeit immer mehr zur Anerkennung gelangende Auffassung vertreten d'Alwis²⁾ und Childers³⁾, die beide in der Civilverwaltung der Insel beschäftigt waren. Childers, dessen gründliche Kenntniss der indischen Sprachen allgemein anerkannt ist, trennt das heutige Sinhalesisch von dem alten Ēlu, von dem es allerdings abstamme, von dem es sich jedoch durch die ungeheure Aufnahme von, zum Theil unveränderten Sanskritwörtern unterscheide, wie das heutige Englisch vom alten Angelsächsisch. Der Name Ēlu selbst ist nach ihm identisch mit dem, übrigens dem Sanskrit entlehnten, von den Ungebildeten Hingala ausgesprochenen Worte Sinhala, wie die Sinhalesen selbst sich nennen; es steht für ein älteres Hēla oder Hēlu, und dieß wieder für ein noch älteres Sēla, welches uns zu dem Pali von Sīhala zurückleite. Die alte Tradition, wonach Wijayo, der Gründer der Sihala-Dynastie, von Lāla, einem Distrikt von Magadha (Behar) in Indien, gekommen sei, stimme sehr gut mit dem Umstande, daß nach einer anderen Tradition Pali ursprünglich ein Magadha-Dialekt war. Pali und Sinhalesisch seien so nahe verwandt, daß man auf den ersten Blick fast glauben könne, das letztere stamme von dem ersteren ab; bei genauerer Betrachtung ergebe sich aber, daß Pali, worin die Lehren des Buddha geschrieben wurden, nur den Dialekt des einen Distrikts von Magadha darstelle, Sinhala dagegen den Dialekt eines anderen Distriktes von Magadha uns erhalten habe. Sinhalesisch sei daher eine der einheimischen arischen (sanskritischen) Sprachen Indiens und sehr alt. Denn es sei ganz identisch mit dem Elu des 5ten und 6ten Jahrhunderts nach Christo, wie es sich übrigens schon in der Felsinschrift von Mahintale aus dem 2ten bis 3ten Jahrhundert finde. Die frühe Fixirung der Sprache erkläre sich dadurch, daß Mahinda schon am Anfange des 3ten Jahrhunderts vor Christo ein buddhistisches Werk aus dem Pali in das Sinhalesische übersetzte und das letztere dadurch zur Schriftsprache machte.

1) Reise der Novara, a. a. O. S. 139.

2) James d'Alwis. On the origin of the Sing. Language. Journal of the Ceylon Branch R. Asiat. Soc. 1867—70.

3) Journal of the Royal Asiat. Soc. New Series. London 1875. Vol. VII. p. 35. 1876. Vol. VIII. p. 131.

Wie sich dazu die Wedda-Sprache stellt, ist noch in hohem Maafse dunkel. In Ceylon selbst ist die Meinung, dafs sie ein gebrochenes oder verdorbenes Sinhalesisch sei, schon lange verbreitet¹⁾. Auch Hr. Bailey²⁾ hat sich ihr angeschlossen, obwohl er die Weddas als Abkömmlinge einer alten tamilischen Bevölkerung betrachtet. Aber er fand in ihrer Sprache zahlreiche Hindu-Worte; namentlich entsprachen viele Personen-Namen der Weddas den Namen von Göttern oder Göttinnen der Hindus. Er war daher geneigt, eine frühe Mischung der Weddas mit Sanskrit sprechenden Indern anzunehmen. Hr. Max Müller³⁾ bestätigte die Häufigkeit der Sanskritworte in der Weddasprache; mehr als die Hälfte der Wedda-Worte sei, gleich dem Sinhalesischen selbst, reine Corruption von Sanskrit. Auch Hr. Edward T. Tylor⁴⁾, welcher das Sinhalesische als eine arische Sprache betrachtet, hält die Wedda-Sprache für einen sinhalesischen Dialekt, jedoch mit beigemischten dravidischen (Telugu-) Worten. Daher findet er einen auffälligen Widerspruch, indem ein wahrscheinlich nicht-arischer, eingeborner Stamm eine arische Sprache rede. Das sei ein ganz einziger Fall in der Ethnologie. Später⁵⁾ wiederholt er seine These in folgenden Worten: „Sowohl Legende wie Sprache machen eine Beimischung von arischem Blute in Begleitung von arischer Sprache wahrscheinlich, während die körperlichen Charaktere erkennen lassen, dafs die Veddarasse hauptsächlich dem eingebornen vor-arischen Typus angehört.“

Neuerlich hat wiederum Hr. Hartshorne⁶⁾, im geraden Gegensatze

¹⁾ Knox l. c. p. 122. Mr. Justice Starke. Journ. of the Ceylon Br. R. A. S. 1853. p. 80. Gillings. Ebendas. p. 84.

²⁾ Bailey l. c. p. 297, 305, 309. Er hebt besonders hervor, dafs der sogenannte Elch von Ceylon (*Rusa Aristotelis*) in der Wedda-Sprache *gawra* heifst, was an den Gaur (*Bos gaurus*) von Hindostan erinnere. Freilich heifst auch der Pengolin (*Manis pentadactylos*) *gal gawra*.

³⁾ Max Müller. Address to the first meeting of the Aryan section of the Oriental Congress of 1874, citirt von Childers l. c. Vol. VIII. p. 131 note.

⁴⁾ Journal of the Ethnological Society of London. 1870. New Ser. Vol. II. p. 96.

⁵⁾ Edward B. Tylor. Die Anfänge der Cultur. Deutsch von Spengel u. Poske. Leipzig 1873. Bd. I. S. 51.

⁶⁾ Hartshorne l. c. p. 417. Besides the words which indicate an affinity with Sinhalese, there are others which are allied with Pali and with Sanskrit, and an

zu Hrn. Tylor, die völlige Abwesenheit eines bestimmt dravidischen Elementes in der Wedda-Sprache behauptet, und nur Beziehungen derselben zu dem Sinhalessischen, dem Pali und dem Sanskrit zugestanden. Umgekehrt bestreitet Hr. Cust¹⁾ jede Beimischung von Pali oder Sanskrit, und hält die Wedda-Sprache einfach für einen Dialekt des Sinhalessischen, welches er, wie die anderen Autoren, für eine arische Sprache ansieht.

Bei dieser Differenz der linguistischen Ansichten läßt sich leider von dieser Seite nur wenig für die Auffassung der phylogenetischen Stellung der Weddas gewinnen. Vielmehr steigert sich dadurch nur das Räthselhafte in dem Auftreten eines an sich so merkwürdigen Volkes, und das rein anthropologische Interesse tritt noch mehr in den Vordergrund.

Soviel wir bis jetzt wissen, trägt das Volk, wie so viele andere, einen ihm von aussen beigelegten Namen. Nur Hr. Hartshorne behauptet nach einer, von ihm an Childers²⁾ gemachten Mittheilung, daß es sich selbst diesen Namen (gesprochen *vaeddâ*) beilege. Die gewöhnliche Angabe lautet gerade umgekehrt. Die Bezeichnung Wedda oder eine ähnliche (*Vedda*, *Veda*, *Vedan*, *Vaidan*, *Beda*, *Bedan* u. s. w.) ist, wie letzthin Hr. F. Jagor³⁾ in einer umfassenden Zusammenstellung gezeigt hat, in Indien ungemein verbreitet. Eine ganze Reihe kleinerer Stämme, die weit von einander entfernt wohnen und wahrscheinlich zum Theil nicht das Mindeste mit einander zu thun haben, werden ganz gleich oder doch ganz ähnlich bezeichnet. Der Uebersetzer von Percival's Werk,

important residue of doubtful origin; but it is worthy of remark that from beginning to end the vocabulary is characterized by an absence of any distinctly Dravidian element, and that it appears to bear no resemblance whatever to the language spoken by the Yakkas of East Nipal. A similarity may indeed be traced here and there between a Wedda word and the equivalent for the same idea in modern Tamil, Malayalam, or Telegu, but the cases in which comparison is possible are so rare that these apparent coincidences may be fairly considered to be merely fortuitous.

¹⁾ Rob. Cust. A sketch of the modern languages of East India. London 1878. p. 63.

²⁾ Childers l. c. Vol. VIII. p. 131.

³⁾ Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 17. Mai 1879. S. 172. Zeitschr. für Ethnologie. Bd. XI.

Bergk¹⁾, erinnert daran, daß es sogar in Sumatra und Borneo Bedahs gebe. Gleichviel, ob das Wort von dem Sanskrit (Vyâdha, Jäger) oder dem Tamil (Vedan, Jäger, Waldbewohner) her stammt, soviel scheint sicher zu sein, daß es sich überall, wo es nicht in Zusammensetzungen, z. B. in dem früher angeführten Dodda-Wedda, gebraucht wird, auf Aboriginer oder wilde Rassen bezieht. Insofern steht es, wie Hr. Bailey²⁾ bemerkt, den nur literarisch gebrauchten Worten Habara (Barbar) und Vannacharakiya (Jäger) gleich. Dr. Max Müller, der als die richtige Schreibung Vaeddâ oder ursprünglich Vaedi (vaedimissa = Wedda Volk) angiebt, ist mit der Ableitung von vyâdhah ganz einverstanden, und Childers definirt daher die Weddas als „wilde Sinhalesen.“

Wie lange der Name im Gebrauch ist, läßt sich bis jetzt nicht ausmachen. Aus den Werken der abendländischen Schriftsteller ist bis jetzt nur eine ältere Stelle aufgefunden, welche wahrscheinlich den Namen der Weddas in verstümmelter Form aufbewahrt hat. In einem, dem Bischof Palladius von Helenopolis in Bithynien († 410), vielleicht fälschlich zugeschriebenen Werke³⁾, welches die Reise eines Mannes von Theben in Aegypten nach Ceylon schildert, heisst es: εἰσὶ δὲ καὶ οἱ Βιθσάδες ἀνθρωπάκια κολοβά, μελανοκέφαλα, ἄκαρτα καὶ ἀπλότριχα. Sir Tennent⁴⁾ liest nach einer anderen Ausgabe Βισάδες, indess würde Βιθσάδες dem Worte Wedda noch näher kommen. Da auch die weitere Beschreibung⁵⁾ recht gut auf die Weddas paßt, so darf wohl angenommen werden, daß hier der Name zum ersten Male dem Abendlande überliefert wurde. Früher hören wir nur, daß Megasthenes zu Alexander's Zeit Palaeogonen auf der Insel kannte⁶⁾, was nach Sir Tennent⁷⁾ Pali-Putra (Söhne der Pali)

¹⁾ Percival a. a. O. S. 335.

²⁾ Bailey l. c. p. 297.

³⁾ Παλλαδίου περὶ τῶν τῆς Ἰνδίας καὶ τῶν Βραγμάνων. Palladius. De gentibus Indiae et Bragmanibus. London 1668. p. 5.

⁴⁾ Tennent I. p. 538. note 2. II. p. 438. note 6.

⁵⁾ Tennent giebt μεγαλοκέφαλα statt des μελανοκέφαλα der von mir citirten Ausgabe; obwohl ersteres vielleicht besser paßt, muß ich doch bemerken, daß die beigefügte lateinische Uebersetzung in der Ausgabe von 1668 capite nigro lautet.

⁶⁾ Plinius. Natur. hist. Lib. VI. cap. 24.

⁷⁾ Tennent I. p. 529.

bedeuten, nach Lassen¹⁾ dagegen sich auf die Râxasas oder Riesen beziehen soll. Im ersten Falle würde es mehr die Sinhalesen, im letzteren dagegen die Weddas (freilich nicht im Sinne von Riesen) treffen. Auch die inländischen Schriftsteller gebrauchen den Namen der Weddas erst spät.

Hr. Hartshorne²⁾ citirt freilich aus einer alten Ola (einem, mit einem Stylus auf Palmblätter geschriebenen Buche), welche in dem Besitze eines Häuptlings der Kandier war, daß König Dutthagāmini (160 vor Chr.) an dem von ihm gebauten Tempel Kataragama Dewale Weddas als Diener des Gottes Skanda anstellte und zwar wegen der Reinheit ihrer Kaste. Da indess das Alter der Ola nicht bekannt ist, so läßt sich aus dieser Notiz kein sicherer Schluß machen. Nur der Umstand, daß auch hier wieder die Reinheit der Kaste betont wird, muß uns vorsichtig machen, in den Weddas ein Mischvolk zu sehen. Wenn man erwägt, seit wie langer Zeit und mit welcher skrupulösen Sorgfalt die indischen Völker das Kastenwesen ausgebildet und bewahrt haben, so erscheint die Thatsache, daß sie die Einheit und Reinheit eines so wilden Stammes ohne Ausnahme anerkannt haben, sicherlich von großer Bedeutung.

In der That bezeugen alle Beobachter die einheitliche Beschaffenheit der Weddas. Die verschiedenen Namen, welche man einzelnen Abtheilungen derselben beigelegt hat, beziehen sich nicht auf Stammesverschiedenheiten, sondern auf geographische und topographische Unterschiede³⁾. So unterscheiden die Tamilen die Manalkadu oder Sandy-jungle Weddas von den Cholaikkadu Weddas, d. h. die an der Seeküste wohnenden, welche Chena-Land bauen und Tamil sprechen, von den noch nomadisirenden, welche ganz von jenen verschieden seien, noch etwas von ihrer ursprünglichen Barbarei bewahrt haben und die mehr abgelegenen Theile des Bintenne-Distrikts bewohnen⁴⁾. Jedenfalls ist diese Verschiedenheit nicht so zu verstehen, daß typische Unterschiede der Stämme beständen.

Aus dem Mitgetheilten ergiebt sich, daß bis jetzt zwei Hauptansichten sich gegenüber stehen, welche sich vorzugsweise auf linguistische

¹⁾ Lassen. De Taprobane insula p. 9.

²⁾ Hartshorne l. c. p. 414.

³⁾ Derselbe l. c. p. 406.

⁴⁾ Derselbe l. c. p. 411.

und nur zum Theil auf rein anthropologische Beobachtungen stützen. Nach der einen wären die Weddas nächste Verwandte der Dravidas, nach der andern ein Glied der grossen arischen Familie. In beiden Fällen müßten sie von dem Festlande herübergewandert sein, nur im ersteren sehr viel früher, als im zweiten. Für eine solche Ueberwanderung finde ich nur eine einzige Conjectur erwähnt. Der Rev. Gillings¹⁾ führt die Erzählung an, daß die Weddas ursprünglich einen Theil einer sinhalesischen Gemeinschaft (community) bildeten, welche an der Küste von Indien wohnte, und daß sie von da in einer sehr frühen Zeit wegen gewisser Vergehen (for certain offences) auf die Insel herübergebracht seien, bevor die Sinhalesen als Volk die Küsten Ceylons betraten. Aber nirgends ist gesagt, daß eine solche sinhalesische Gemeinschaft irgendwo an der indischen Küste bestanden habe. Auch müßte die Wedda-Sprache, wenn eine so frühzeitige Abtrennung derselben von einem gemeinsamen arischen Stamme stattgefunden hätte, gewisse Besonderheiten bewahrt haben, welche einer älteren Zeit der Bildung angehörten, und auch davon ist nichts bekannt.

Sehr viel einfacher würde die Erklärung sein, wenn man annehmen dürfte, daß die Weddas ein ursprünglich dravidischer Stamm oder wenigstens den Dravidas nahe verwandt oder, wenn von ihnen verschieden, doch ein wildes Aboriginervolk waren und daß sie erst nachträglich durch die arischen Eroberer ihre jetzige Sprache erhalten hätten. Mit einer solchen Annahme würde sich die von so grossen Autoritäten vertheidigte Identität dieser Sprache mit dem Sinhalesischen ohne Zwang vertragen. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß es schwer ist, sich vorzustellen, wie der Prozeß der Sinhalisirung sprachlich sich vollzogen haben soll, während die ganze Form des Lebens, die Sitten und Gebräuche völlig unverändert blieben.

Mit dem von Childers gewählten Namen der wilden Sinhalesen ist wenig gewonnen. Soll das bedeuten „Wilde mit sinhalesischer Sprache“, so wird nur eine Thatsache, aber keine Erklärung gegeben. Soll es dagegen heißen „verwilderte Sinhalesen“, so würden wir mit unseren Erklärungen auf irgend eine Zeit nach Wijayo zurückgeworfen, und wir müßten die ganz ausserhalb aller Erfahrung stehende Hypothese hinzu-

¹⁾ Journ. Ceylon Branch R. Asiat. Soc. 1853 p. 84.

fügen, gegen welche ich mich schon vorher erklärt habe, daß die Weddas von einem Zustande höherer Civilisation, wie er offenbar bei den Sinhalesen bestanden hat, auf die niedrigste Stufe menschlicher Existenz zurückgesunken seien. Religion, politische Organisation, bürgerliche Gesellschaft, alle Künste und Gewohnheiten des selbstständigen Lebens müßten verloren, ja vergessen worden sein, und zwar in nächster Nähe, ja in direktem Contact mit Bevölkerungen, welche eine reiche und lange Geschichte durchgemacht haben. Eine solche Erniedrigung ließe sich nicht denken, ohne daß man zugleich eine gewaltige physische Entartung nachwiese.

Von welcher Seite wir auch das Problem betrachten, immer kommen wir zu der Erkenntniß, daß die Linguistik nur als ein Hilfsmittel der Untersuchung verwendet werden darf, und daß vielmehr, wenn überhaupt eine Lösung gefunden werden kann, dies nur auf dem Wege der physischen Anthropologie möglich sein wird. Was ich in dieser Beziehung beibringen kann, ist keineswegs ausreichend, um die volle Lösung herbeizuführen, aber es wird vielleicht dazu beitragen, die Möglichkeiten der Deutung auf ein geringeres Maas zurückzubringen und damit die definitive Entscheidung vorzubereiten. Zugleich hoffe ich, daß diese Erörterungen neue Arbeiten, namentlich auf der Insel selbst, hervorrufen werden, damit wenn möglich noch in letzter Stunde alle Anstrengung daran gesetzt werde, die Reste des absterbenden Volkes auf das Genaueste zu beschreiben.

Die bisherigen Ermittlungen über die physischen Eigenthümlichkeiten der Weddas ergeben Folgendes:

Schon die Beschreibung der Βισσάδες (Βισάδες) liefert recht charakteristische Züge. Die Hauptstelle ist vorher mitgetheilt worden: Kleinheit und Schwäche des Körpers, schwarze Farbe (oder scheinbare Gröfse) des Kopfes, lange, ungeschorene, glatte Haare¹⁾. Dazu kommt noch die weitere Angabe, daß das Volk das kleinste (πάνυ σμικρότατον καὶ ἀδρανέστατον)

¹⁾ Die schlechte lateinische Bearbeitung, welche dem heiligen Ambrosius zugeschrieben wird, lautet in dem, der oben citirten Ausgabe des Palladius beigefügten Abdrucke (S. Ambrosius de moribus Brachmanorum p. 59): Nam et ipsos exiguos homunculos esse et grandia quaedam capita asserit habere cum levibus et detonsis capillis. Hier ist also wieder die Lesart μεγαλονέφαλα vorausgesetzt.

sei, in Felshöhlen (λιθίνοις σπηλαίοις) wohne und sehr geschickt im Klettern über Abhänge sei.

Knox hat, wie gleichfalls schon angeführt, auf seiner Flucht durch die Wälder des Weddaratte keine Menschen, sondern nur leere Wohnplätze gesehen, und die in seinem Buche enthaltene Abbildung giebt daher einen Mann, der sich von den sonst darin abgebildeten Sinhalesen nur durch seine kürzere und mehr gedrungene Gestalt unterscheidet; namentlich trägt derselbe Bart und Kopfhaar ganz wie die Sinhalesen, letzteres in einen Knoten am Hinterkopfe zusammengefaßt.

Percival¹⁾ sah 1798 gefangene Weddas in Colombo. Nach seiner Darstellung seien die Weddas heller (fairer in complexion, die deutsche Uebersetzung hat „schöner“), als die übrigen Ceylonesen, von einem ins Kupferfarbene fallenden Colorit, auffallend gut gebaut, sie trügen lange Bärte und hätten ihr Haar oben auf dem Wirbel dicht zusammengebogen.

Valentijn²⁾ sagt, die Bedas oder Wedas seien eine Art von wilden Buschmenschen und die ältesten Einwohner der Insel: zwart van Verwe, brandend van Oogen, niet groot van Gestalte, maar gezet en rad van Lieden.

Auf diese sehr allgemein gehaltenen Angaben folgte endlich durch John Davy³⁾ die erste, bestimmt auf Autopsie beruhende, naturwissenschaftliche Beschreibung. Er sagt: Such of the village Weddahs that I have seen, were in general small men, between five feet three and five feet five inches high, slender, muscular, and well made; in colour, form, and features resembling the Singalese. Their appearance was wild in the extreme, and completely savage. Their hair was quite emblematic of their forests: it seemed never to have been cut, or combed, or cleaned; and was long, bushy, and matted, hanging about their shoulders, and shading their face in a very luxuriant and disgusting manner; nor were their beards less neglected.

Sir Emerson Tennent⁴⁾ giebt folgende Gesammtschilderung von

¹⁾ Percival l. c. p. 288. Deutsche Uebersetzung S. 337.

²⁾ Valentijn l. c. Bl. 49.

³⁾ Davy l. c. p. 116.

⁴⁾ Tennent l. c. Vol. II. p. 450.

den Weddas aus der Gegend von Bintenne: They all presented the same characteristics of wretchedness and dejection, — projecting mouths, prominent teeth, flattened noses, stunted stature, and the other evidences of the physical depravity which is the usual consequence of hunger and ignorance. The children were unsightly objects, entirely naked, with misshapen joints, huge heads, and protuberant stomachs; — the women, who were apparently reluctant to appear, were the most repulsive specimens of humanity I have ever seen in any country.

Pridham¹⁾ giebt den Bericht eines Hrn. Bennett, der auf einer Jagdpartie auf eine Gruppe von (Dorf-) Weddas stiefs und deren Gastfreundschaft genoß. Letzterer sagt von ihnen: They were not more than five feet two inches in height, their hands small, but their feet were long and flat; hair matted and tied in a bunch at the back of the head, a large bushy beard almost covering the face; eyes small, piercing, and constantly in motion to the right and left, and their ears seemed almost as restless as their eyes.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Schilderungen zu dem Einzelnen, so stimmen zunächst alle Angaben darin überein, daß die Weddas durchschnittlich von kleiner, um nicht zu sagen, sehr kleiner Statur sind. Dr. Davy (in dem Citat von Prichard) sagt über sie: they are well made and muscular, but of a spare habit; and in person they chiefly differed from the Kandians in the slightness of their limbs, the wildness of their looks, and their savage appearance. Gillings erklärt: The Veddahs are mostly low in stature, but some of them are strong, active men, and most of them appear to be healthy and little subject to disease. Die Beschreibung von Bailey²⁾ lautet folgendermaassen: In appearance, the Veddahs differ materially from the Singhalese. They are smaller in every respect, and rather dark, or, more properly, more dusky in complexion. They are short, slightly built, yet very active. Though far from being muscular, their limbs are firmly knot together, and they are athletic and capable of enduring great fatigue. Though spare, they are generally in very fair condition, and look more healthy than many

¹⁾ Pridham l. c. I. p. 460.

²⁾ Bailey l. c. p. 282.

of the Singhalese in the adjoining districts. Er maafs verschiedene von ihnen. Der grösste Mann, der über seine Genossen hoch hervorragte (towering), hatte nur 5 Fufs 3 Zoll in der Höhe; es war ein „mehr civilisirter“ Wedda von Bintenne. Der kürzeste, den er sah, maafs 4 Fufs 1 Zoll. Als mittleres Maafs für die Männer betrachtet er 4 Fufs 6 Zoll bis 5 Fufs 1 Zoll, für die Weiber 4 Fufs 4 Zoll bis 4 Fufs 8 Zoll. In einer Liste von Messungen, die auf seine Veranlassung angestellt waren, sind 2 Männer mit 5 Fufs 3 Zoll und einer mit 5 Fufs $3\frac{4}{10}$ Zoll angegeben; falls diese Messungen richtig seien, so gingen sie seiner Meinung nach über das mittlere Maafs hinaus. Unter 14 Weddas von Bintenne war der grösste 5 Fufs $3\frac{4}{10}$ Zoll, der kleinste 4 Fufs $6\frac{1}{4}$ Zoll; das Mittel betrug 5 Fufs $\frac{1}{2}$ Zoll. Unter 12 Weibern war die grösste 5 Fufs $2\frac{1}{2}$ Zoll, die kleinste 4 Fufs $4\frac{1}{2}$ Zoll; das Mittel betrug 4 Fufs 9 Zoll.

Hr. Hartshorne¹⁾ giebt nur 2 Messungen von Leuten, die er für gute Beispiele des Mittelschlages (fairly average specimens of the race) hielt. Der eine von ihnen, Latty, etwa 18 Jahre alt, hatte eine Höhe von 5 Fufs $4\frac{1}{2}$ Zoll; der andere, Bandiey, etwa 25 Jahre alt, maafs 4 Fufs $11\frac{3}{4}$ Zoll.

Wenn man dies in Metermaafs umrechnet, so ergeben sich folgende Extreme:

der grösste Mann 1638 Mm.,

der kleinste „ 1245 „

Das Mittel nach den Messungen in Bintenne ergab für die

Männer 1537 Mm.

Weiber 1448 „

Daraus folgt, dafs die Weddas sich den kleinen, um nicht zu sagen, den Zwerg-Rassen anschliessen.

In Beziehung auf die Einzelheiten des Wuchses bringt die Mehrzahl der Beobachter eigentlich keine positiven Thatsachen vor, welche für eine unverhältnismässige oder mangelhafte Ausbildung der einzelnen Regionen sprechen. Nur Hr. Hartshorne, der das Aussehen der Weddas als entschieden nicht-arisch bezeichnet, behauptet, sie hätten kurze Daumen und

¹⁾ Hartshorne l. c. p. 408. note.

scharfspitzige Ellenbogen. Es würde sehr erwünscht sein, wenn diese Angaben durch neue Beobachtungen sicher gestellt würden.

Die Hautfarbe der Weddas ist dunkel, nach den meisten Angaben dunkler als die ihrer Nachbarn, der Sinhalesen, von denen Dr. Davy sagt, daß ihre Farbe vom lichten Braun bis zum Schwarz (black) variire. Bailey nennt die Farbe dark or more dusky, womit jedenfalls sehr tiefe Schattirungen bezeichnet sein sollen.

Das Kopf- und Barthaar beschreibt Davy als lang und verfilzt (matted); es werde niemals geschoren oder gekämmt. Sir Emerson Tennent¹⁾ sagt: Their long black hair and beards fell down to their middle in uncombed locks. Sirr²⁾ berichtet, das Kopf- und Barthaar hänge in dichten Mähnen (in redundant tresses) über Schultern und Busen in verfilzten Massen herab. Bailey nennt den Bart kurz und spärlich; das Kopfhhaar, welches nicht lockig (curly) sei, falle in wirren verzottelten Massen (in rusty, tangled masses) über das Gesicht herab und lasse den Kopf ganz unverhältnißmäfsig groß erscheinen. Später bezeichnet er das Haar als wild und zottelig (wild, shaggy). Wenn man die Leute sehe, mit ihren zotteligen (rugged), ungekämmten Locken (locks), welche das Gesicht halb verdecken, so erfüllten sie vollständig die vorgefaßte Vorstellung von ganz barbarischen Wilden. Hartshorne³⁾ nennt das Kopfhhaar grob und flatternd, (coarse, flowing) und hält es für nöthig, hinzuzufügen, daß ihr Körper in keiner Weise behaart (hirsute) und durchaus keine Neigung des Haars vorhanden sei, gegen die Ellbogen zu convergiren und von dem Kinn aus zu divergiren, oder umgekehrt.

Durch die Güte des Hrn. Bastian sind mir zwei Photographien einer Wedda-Gesellschaft zugänglich geworden, welche derselbe in Colombo erworben hat. Es sind darauf 3 Männer und 3 Weiber in ganzer Gestalt, aber leider in zu geringer Gröfse dargestellt. Wie es scheint, war dies die Gesellschaft, welche dem Prinzen von Wales bei Gelegenheit seines Besuches auf der Insel vorgeführt wurde. Hr. Hartshorne, der freilich nur von 2 Männern und 3 Weibern spricht, ist

¹⁾ Tennent l. c. Vol. II. p. 449.

²⁾ H. Ch. Sirr Ceylon and the Cingalese. London 1850. Vol. II. p. 216.

³⁾ Hartshorne l. c. p. 408, 409.

der Meinung, daß sie aus dem Distrikt von Batticaloa stammten, wo die wenigen, noch übrig gebliebenen Weddas, theils durch den Einfluß der Missionare, theils durch Heirathen mit Tamilen, manche unterscheidende Züge ihres primitiven Zustandes eingebüßt hätten. Zwei von den Weibern hätten ein recht angenehmes Aeufßere gehabt und eine sei als wirklich hübsch (pretty) geschildert worden; die beiden Männer wären als klein und affenartig beschrieben worden. Diese Schilderung trifft auf die erwähnten Photographien ziemlich gut zu.

Obwohl es sich also vielleicht nicht gerade um ganz wilde Weddas handelt, so habe ich doch, da es sonst an allen Abbildungen mangelt, durch Hrn. Mützel von zweien der Männer und einem Weibe Zeichnungen anfertigen lassen, nach denen der beifolgende Holzschnitt gemacht ist.



Man erkennt daran, außer den verhältnißmäßig kurzen, unten breiten und am Rücken tiefen Nasen, den scheinbar tiefliegenden Augen und den vollen Lippen der jüngeren Personen, recht gut den Haarwuchs und vermag sich ein ungleich lebendigeres Bild der Leute zu machen, als irgend eine der Beschreibungen giebt. Von Bart ist nur bei einem der Männer etwas zu bemerken. Dagegen sieht man den kleinen Schamschurz der Männer, den großen Bogen und die Pfeile mit der blattförmigen Spitze, endlich die eiserne Axt im Gürtel.

Was das Haupthaar anbetrifft, so ist dasselbe bei allen 6 Personen verhältnißmäßig lang, aber offenbar durch den Kamm in gefälligere Form gebracht. Die Weiber haben gescheiteltes, glattes, leicht welliges Haar, ebenso der eine Mann, bei dem allerdings eine etwas gröfsere Unordnung in der Frisur besteht. Zwei von den Männern dagegen zeigen gekräuselteres, wenngleich recht langes Haar, welches ganz in der Art, wie es von jeher beschrieben worden ist, einen weit abstehenden und bis auf den Nacken herabfallenden Busch bildet. Der Kopf erscheint dadurch sehr groß, zumal im Verhältniß zu dem mageren Glieder- und Rumpfbau. Es muß aber besonders bemerkt werden, daß auch das krause Haar

nicht etwa Röllchen bildet, wie bei den Negritos, und daß auch der Haarbusch im Ganzen keine Perrücke darstellt, wie die Viti-Leute oder die abyssinischen Stämme sie zu tragen pflegen; vielmehr sind die gekräuselten Haare sehr lang und fallen in einem großen Busch bis auf den Nacken herab. Von Wollhaar ist demnach gar keine Rede. Es ist verhältnißmäßig glattes oder einfach welliges, zuweilen leicht gekräuseltes, durch Länge ausgezeichnetes Haar, wie es schon Palladius in sehr prägnanter Weise bezeichnet: ἀκαρτα καὶ ἀπλότριχα. Dabei ist zu bemerken, daß er diese „glatthaarigen“ Leute ausdrücklich den Indern (?Negern?), welche er φριξότριχες nennt, gegenüberstellt.

Von den Augen führt Davy nur an, daß sie lebhaft, wild und ruhelos seien. Bei Valentijn heißen sie glühend (brandend). Bailey nennt sie gut und oft voll. Nur Hr. Bennett giebt an, daß sie klein (d. h. wohl tiefliegend) seien. Ueber ihre Farbe finde ich keine Angabe. Immerhin genügen die Anführungen, um darzuthun, daß die Weddas ein dunkler, wenngleich kein rein schwarzer und kein wollhaarer (Neger-) Stamm sind.

Von der Nase sagt Hartshorne, wie Sir Tennent, sie sei flach, und von den Lippen, sie seien zuweilen dick. Nehme man dazu ihre kurzen Daumen und ihre scharf zugespitzten Ellenbogen, so gebe das Merkmale, wodurch sie sich in bemerkenswerthem Grade von den orientalischen Rassen unterscheiden, welche in ihrer Nähe leben. Bailey nennt die Nase wohl gebildet (well shaped), obwohl sie zum Flachen neige; die Nüstern seien weit; der Mund zuweilen groß, die Lippen fest, aber etwas dick; die Gesichtszüge erträglich regelmässig. Sir Tennent bezeichnet den Mund als heraustretend und die Zähne als vorstehend.

Bevor ich dieses Bild mit dem anderer Nachbarvölker vergleiche, will ich einige craniologische Mittheilungen anschließen. Durch einen besonderen Glücksfall war ich selbst in der Lage, 3 Wedda-Schädel untersuchen zu können. Ich hatte mich an den deutschen Consul, Hrn. Ph. Freudenberg in Colombo bei seinem Hiersein gewendet, um wenn möglich Schädel von Ceylon und speciell von Weddas zu erlangen. Schon unter dem 27. Februar v. J. schrieb er mir, daß ihm dies zwar noch nicht möglich gewesen sei, daß dagegen der Governor und das Comité des Museums in Colombo sich bereit erklärt hätten, mir die in letzterem befindlichen

Schädel leihweise für ein halbes Jahr hierherzuschicken. Dieselben kamen in der That im Sommer an, begleitet von einer Note des Dr. A. Haly, des Direktors des Museums in Colombo. Ich sage allen diesen Herren meinen herzlichsten Dank für ihr ungemein liebenswürdiges Entgegenkommen.

Zunächst gebe ich eine kurze Beschreibung der Schädel:

1) Der Schädel No. 1. (Taf. I.)

Hr. Haly bemerkt dazu Folgendes: Presented by W. W. Hume, Govt. Agent Southern Province. This skull is said to be that of a Veddah Woman and was found at Denilane near Batticaloa, but there seems to be no evidence to show that it is a Veddah skull.

Ein sehr glatter und weißer, offenbar weiblicher Schädel von geringer Capacität (1250 Cub.-Cm.), mit stark abgenutzten Zähnen. Ob ein Unterkiefer dazu gehört, ist fraglich, denn obwohl die Gelenkfortsätze des einen ziemlich passen, so erscheint er doch etwas zu kurz. Er ist daher in der Zeichnung weggelassen.

Die Schädelkapsel ist lang, schmal und flach, von ausgemacht dolichocephalem Index (70, 9). Die Stirn ist ganz steil, aber nicht hoch, ohne stärkere Orbitalwülste, dagegen mit starken Tubera; die Glabella wenig vertieft, am Nasenfortsatz ein Rest von Stirnnaht, 1 Cm. lang. Die Scheitelcurve erscheint in der Seitenansicht lang, ebenso das schmale Hinterhaupt. Die Norma occipitalis zeigt einen leicht ogivalen, jedoch im Ganzen gerundeten und nach unten sich verschmälernden Umriss. An der hohen und spitz zulaufenden Hinterhauptsschuppe ist keine deutliche Protuberantia externa, dagegen finden sich starke Cerebellarwölbungen.

Die Nähte sind wohl erhalten und ziemlich stark gezackt. Beiderseits temporale Schaltknochen: rechts ein ganz trennender, länglicher, mit etwas Stenokrotaphie und niedrigem Angulus parietalis; links ein unvollständiger, nur in der hinteren Hälfte der Sphenoparietalnaht enthaltener, neben welchem die Spitze der Ala sphenoidalis hoch herauftritt, der Angulus pariet. dagegen niedrig ist. Auch im unteren Theil der Lambdanaht beiderseits und an der hinteren Seitenfontanelle Schaltknochen.

In der Unteransicht tritt die Schmalheit und die Länge des Hinterhaupts deutlich hervor. Das sehr große Foramen occipitale magnum ist am hinteren Rande verletzt, läßt sich jedoch schätzungsweise messen. Die Gelenkhöcker weit nach vorn gestellt und ihre Flächen mehr nach außen gewendet. Kleine Warzenfortsätze.

In der Vorderansicht erscheint die Stirn verhältnißmäßig breit, das Gesicht niedrig und von mäßiger Breite; Index 83, 1, also chamaeprosop. Die sehr großen Orbitae sind gleichfalls breit und nach außen und unten ausgeweitet, jedoch im Ganzen von mehr rundlicher Form; ihr Index beträgt 84,6, ist also mesokonch. Die Wangenbeine treten etwas vor und die Fossae caninae sind dem entsprechend sehr tief, dagegen liegen die Jochbogen ziemlich eng an. Die Nase setzt oben etwas hoch und schief an und ist an ihrer Wurzel schmal, der Rücken etwas eingebogen, die Apertur groß, der Index 50, also mesorrhin. Der Oberkiefer ist im Ganzen niedrig, namentlich am

Alveolarfortsatz, der schwach prognath ist. Der Gesichtswinkel (Stirn, Nasenstachel, Gehöröffnung) mißt 82° . Der Gaumen lang und nach hinten breit, die Zahnlinie leicht hufeisenförmig und die Zähne, beziehentlich die Zahnhöhlen, besonders vorn, groß. Index leptostaphylin, 75.

Der (fragliche und schon aus diesem Grunde nicht mitgezeichnete) Unterkiefer klein und niedrig, die Aeste schräg angesetzt und schwach, namentlich schmal. Die Distanz der Kieferwinkel beträgt nur 85 mm, 10 mm weniger, als die untere Frontalbreite.

2) Der Schädel No. 4.

Hr. Haly bezeichnet ihn als evidently abnormal und sagt von ihm und von dem folgenden (No. 5): were procured by the Revd. S. Somanader, the Veddah Missionary at Batticaloa. There is a lower jaw bone, but I do not know to which skull they belong. Mr. Somanader guarantees them as being the skulls of absolutely pure blooded Veddahs, a race he says now almost entirely extinct.

Der wahrscheinlich gleichfalls weibliche Schädel ist ohne Gesicht. Vielleicht hat dazu ein seniler Unterkiefer mit gänzlich obliterirten Zahnhöhlen, ganz steilen und zarten Aesten und Gelenkköpfen, welche durch Arthritis chronica senilis verändert sind, gehört, indess macht der Schädel keinen so sehr greisenhaften Eindruck.

Derselbe ist von ungewöhnlicher Kleinheit: sein Innenraum mißt nur 1025 Cub.-Cm., er ist also fast nannocephal. Dabei ist er sehr schief, namentlich links hinten eingedrückt, dem entsprechend kurz, aber etwas breit und hoch. Der Index beträgt 80,6, ist also brachycephal. Der Grund dieser Abnormität ist wahrscheinlich eine künstliche oder zufällige Deformation, denn, obwohl er eine Synostose der unteren Kranz- und der Sphenofrontalnaht hat, so liegt die Hauptveränderung doch am Hinterhaupt. Die anderen Nähte sind stark zackig. Die Squama occipitalis sehr hoch und der Lambdawinkel spitz; gar keine Protuberantia externa. Tubera an Stirn- und Scheitelbeinen stark entwickelt. Stirnwölbung voll. Orbitae, soweit ihre Form erkennbar ist, sehr groß.

3) Der Schädel No. 5.

Es ist dies ein männlicher Schädel, leider ebenfalls ohne Gesicht, jedoch sonst ganz unverletzt. Seine Capacität ist beträchtlich größer (1360 Cub.-Cm.), als die der beiden weiblichen Schädel, jedoch an sich nicht groß. Die Oberfläche ist mit starken Muskelzeichnungen besetzt, namentlich am Hinterhaupt, wo die Facies muscularis squamae occip. sehr tiefe Eindrücke zeigt, die Protuberantia externa ungewöhnlich stark und hakenförmig ist und die Linea semicircularis superior einen kräftigen, Vförmig gestalteten Vorsprung bildet. Auch die Nasen- und Orbitalwülste sind kräftig, jedoch nicht besonders groß.

Die Schädelkapsel ist ausgesprochen dolichocephal, mit einem Index von 73, und zeigt in der Seitenansicht eine lange, schön gebogene Curve mit steiler, voller Stirn und vollem, stark vortretendem Hinterhaupt. Die Nähte sind gut erhalten, nur die unteren Abschnitte der Coronaria und die Sphenofrontalis synostotisch, trotzdem die Schläfengegend im Ganzen gut gebildet. In der Hinteransicht hat auch dieser Schädel eine gerundet-ogivale Form, jedoch mit größerer Breite der Basis. Die Squama occipitalis

ist hoch und der Lambdawinkel sehr spitz. Die Cerebellarwölbungen groß. An der Basis erscheint das Hinterhaupt besonders lang. Die Processus condyloides treten sehr stark hervor und haben stark nach außen gewendete Gelenkflächen. Die Processus mastoideus kräftig.

In der Vorderansicht erscheint die Stirn breit, die Nasenwurzel etwas tief, aber schmal, der Nasenrücken aufgerichtet, die Orbita groß und leicht gerundet, die Jochbogen anliegend.

Obwohl Hr. Haly sagt, es liege kein Beweis vor, daß der Schädel No. 1 ein Wedda-Schädel sei, so sehe ich doch auch keinen Grund, ihn nicht als einen solchen zu betrachten. Batticaloa ist, wie aus dem früher Mitgetheilten hervorgeht, eine altbekannte Wedda-Gegend, und die Angabe des Mr. Hume, daß es der Schädel eines Wedda-Weibes sei, muß doch auf bestimmte Indicien hin gemacht sein. In der That ist es der Schädel eines Weibes. Da er auch sonst mit anderen Wedda-Schädeln gut übereinstimmt, so trage ich kein Bedenken, ihn als solchen anzuerkennen. Der Umstand, daß er nichts an sich hat, was den gewöhnlichen Vorstellungen von dem Schädel eines „Wilden“ entspricht, kann nicht in das Gewicht fallen, da auch die anderen Schädel einen verhältnismäßig zarten, um nicht zu sagen, civilisirten Eindruck machen. Es ist dies eine Eigenthümlichkeit, welche verschiedenen, unzweifelhaft wilden Bevölkerungen der östlichen Inselwelt zukommt, und welche namentlich bei den Andamanesen, den Negritos der Philippinen und manchen wilden Stämmen der vorderindischen Gebirge in gleicher Weise hervortritt. — Von den beiden anderen Schädeln ist die Herkunft durch den Missionar jener Gegend selbst, Mr. Somanader so bestimmt bezeugt, daß kein Zweifel übrig bleibt.

Zur Vergleichung kann eine nicht unbeträchtliche Zahl von scheinbar gut bestimmten Schädeln herangezogen werden, welche sich in England befinden. Davon waren 11 im Besitz des Hrn. Barnard Davis, der Notizen darüber in seinem *Thesaurus craniorum*, London 1867, p. 130, geliefert hat. Unter ihnen sind 4 gleichfalls von Batticaloa, 2 von Badulla und 2 von Ouvah. Einige sind defekt und müssen daher für unsere Betrachtung ausgeschieden werden. — Andere 9 Wedda-Schädel befinden sich in der großen anthropologischen Sammlung des Hunter'schen Museums; ihre Maße sind kürzlich von Hrn. W. H. Flower in seinem *Catalogue of the specimens illustrating the osteology and dentition of vertebrated*

animals, contained in the Museum of the Royal College of surgeons of England, London 1879, Part I. p. 111, publicirt worden. Unter ihnen sind auch diejenigen, welche schon früher Hr. George Busk (Proc. Linn. Soc. 1862. Vol. VI. p. 166) beschrieben hat. Von 2 derselben wird angegeben, daß sie von Nilgala stammen. Die beiden letzteren und der eine von Bintenne (Badulla) sind von Hrn. Bailey geliefert. Einer der (männlichen) Schädel von Bintenne (No. 675) ist abgebildet in dem Werke der Herren de Quatrefages und Hamy (Crania ethnica. Paris 1876—77. Livr. VI. Pl. LVIII. Fig. III.—IV.). Bei 2 anderen (No. 681 und 682) wird besonders angegeben, daß sie als authentische Exemplare betrachtet würden.

Im Ganzen können demnach 23 Schädel in Vergleichung genommen werden. Unter ihnen ist außer dem oben beschriebenen, deformirten Schädel (No. 4) aus dem Museum von Colombo noch ein zweiter aus dem Hunter'schen Museum (No. 676), einer der Bailey'schen von Bintenne, von dem ausdrücklich angeführt wird: It has been unsymmetrically distorted by occipital pressure. Diese beiden werden demnach für gewisse Betrachtungen ausgeschieden werden müssen. Die übrigen Anomalien, so wichtig sie auch sein mögen, können im Großen übergangen werden. Ich will jedoch kurz darauf hinweisen, daß nicht nur der von mir beschriebene Schädel No. 1 aus dem Colombo-Museum (Taf. I. Fig. 3) temporale Abweichungen, namentlich Schaltknochen besitzt, sondern auch der von den Herren de Quatrefages und Hamy abgebildete Schädel No. 675 aus dem Londoner Museum deutliche Stenokrotaphie zeigt.

Als Gesamtergebnis ergibt sich zunächst, daß der Wedda-Schädel ein ungewöhnlich kleiner ist, und daß gelegentlich genuine Nannocephalie in der Rasse vorkommt. Von dem deformirten Schädel aus dem Colombo-Museum (No. 4) habe ich schon hervorgehoben, daß er nur eine Capacität von 1025 Cub.-Ctm. besitze. Hr. Flower hat sogar einen noch kleineren ermittelt, den eines erwachsenen Frauenzimmers (No. 679), der nur 960 Cub.-Cm. mißt und von dem er sagt, daß er der kleinste der ganzen Sammlung sei. Dabei ist besonders zu bemerken, daß es sich nicht um eine Mikrocephalie im pathologischen Sinne, sondern um Crania justo minora handelt. Um

Verwechselungen zu vermeiden, habe ich daher den schon früher von mir vorgeschlagenen¹⁾ Namen *Nannocephalus* gewählt.

Ich gebe in Nachstehendem eine Zusammenstellung der Einzelzahlen, da die eben signalisirte Thatsache von ganz besonderer Wichtigkeit für die Rassen-Kenntniss ist. Bei den Schädeln des Hrn. Barnard Davis ist in der ersten Colonne das von ihm angegebene Gewicht des zur Messung verwendeten Sandes, in der zweiten und dritten Colonne die Reduktion des Gewichts in Maasszahlen nach der Tabelle des Hrn. Welcker²⁾ aufgeführt.

1) Die Angaben des Hrn. B. Davis:

		Gewicht:	Männlich:	Weiblich:
1)	—	64 Unzen	1275 Cub.-Cm.	— Cub.-Cm.,
6)	—	70 „	1394 „	— „
7)	—	56 „	— „	1115 „
8)	—	65 „	— „	1295 „
9)	—	64 „	— „	1275 „
10)	—	81 „	1614 „	— „
11)	—	59 „	— „	1175 „
12)	—	72,5 „	— „	1444 „
Mittel von 3 männlichen Schädeln				1428 Cub.-Cm.
„ „ 5 weiblichen				1261 „
Mittel von 8 Wedda-Schädeln				1323 Cub.-Cm.

2) Die Angaben des Hrn. Flower:

		Männlich:	Weiblich:	Unbestimmt:
No. 675	—	1140 Cub.-Cm.	— Cub.-Cm.	— Cub.-Cm.
„ 676	—	— „	1225 „	— „
„ 677	—	— „	— „	1235 „
„ 678	—	— „	1250 „	— „
„ 679	—	— „	960 „	— „
„ 680	—	1225 „	— „	— „
„ 681	—	1260 „	— „	— „

¹⁾ Virchow. Gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medicin. Frankfurt a. M. 1856. S. 901.

²⁾ Archiv für Anthropologie. Bd. I. S. 272.

No. 682 — 1420 Cub.-Cm. — Cub.-Cm. — Cub.-Cm.

„ 683 — — „ — „ 1300 „

Mittel von 4 männlichen Schädeln 1261 Cub.-Cm.

„ „ 3 weiblichen „ 1145 „

„ „ 2 unbestimmten „ 1267 „

Mittel von 9 Wedda-Schädeln 1224 Cub.-Cm.

3) Die Angaben von mir:

	Männlich:	Weiblich:
No. 1	— Cub.-Cm.	1250 Cub.-Cm.

„ 4	— „	1025 „
-----	-----	--------

„ 5	1360 „	— „
-----	--------	-----

Mittel von 3 Wedda-Schädeln 1211 Cub.-Cm.

Daraus berechnet sich für 20 Wedda-Schädel

ein Mittel von 1261 Cub.-Cm.

und zwar für 8 männliche

ein Mittel von 1336 „

und für 10 weibliche

ein Mittel von 1201 „

Nur 2 männliche Schädel, nemlich No. 10 bei Hrn. Davis und No. 682 bei Hrn. Flower, erheben sich über 1400: der erstere hat 1614 Cub.-Cm. und wird von Hrn. Davis selbst als abnorm groß (abnormally large) bezeichnet; der andere hat 1420 Cub.-Cm. Alle übrigen geben geringere Maafse, und zwar bewegen sich zwischen 1100 und 1200 Cub.-Cm. 3, zwischen 1200 und 1300 Cub.-Cm. 8 derselben. Das oben berechnete Mittel von 1261 kann also als ein ziemlich gutes Maafs gelten.

Die Gröfse der Variation ist dabei besonders bemerkenswerth. Nimmt man die beiden Extreme, den weiblichen Schädel von 960 und den männlichen von 1614 Cub.-Cm., so erhält man eine Differenz von 654. Nun mag die sehr verschiedene Art der Messung vielleicht ein wenig dazu beitragen, diese Differenz zu erhöhen, aber erheblich kann ihr Einfluß nicht sein.

In einem nahen, jedoch keineswegs einfachen Verhältnisse zu der Capacität stehen die Umfangsmaafse. In Bezug auf den Horizontalumfang berechne ich aus den Angaben des Hrn. Barnard Davis im

Mittel von 3 männlichen Schädeln 19,9 engl. Zoll = 506 mm, im Mittel von 8 weiblichen Schädeln 19,0" = 483 mm und im Mittel von 13 Schädeln überhaupt 19,2 Zoll = 488 mm. Aus den Zahlen des Hrn. Flower erhalte ich im Mittel von 5 männlichen Schädeln 485, von 2 weiblichen 454, von 7 Schädeln überhaupt 476 mm. Meine Messungen ergeben für 3 Schädel ein Mittel von 486 mm, also eine ziemlich verwandte Zahl. Aus allen 23 Schädeln berechnet sich ein

Mittel von 484 mm,

aus den Schädeln des Hrn. Davis und den meinigen, zusammen 16, allein ein Mittel von 487 mm. Das geringste Maafs (448) fand Hr. Flower bei dem nannocephalen Mädchen, das höchste (512) bei einem Manne, also auch hier eine Differenz der Extreme von 64 mm. Die von mir beschriebenen Schädel erweisen sich auch hier als vollkommen typisch.

Die Messung des Vertikalumfanges (quer über den Kopf) läßt keine genaue Vergleichung zu, da mein Maafs von einem Gehörgange zum andern, das von Hrn. Davis von der Basis eines Warzenfortsatzes zur Basis des andern genommen ist. Hr. Flower hat überhaupt kein weiteres Umfangsmaafs gegeben. Nach meinen Messungen ist der Vertikalumfang verhältnißmäfsig klein, im Mittel nur 289 mm, also 197 mm geringer, als der Horizontalumfang, von dem er nur 59,4 pCt. beträgt. Diese Zahl zeigt die Schmalheit des Schädels in klarster Weise.

Der an sich schwer zu messende obere Längsumfang (sagittal von der Nasenwurzel über den Scheitel zum Hinterhauptsloch) differirt nach unseren beiderseitigen Ermittlungen sowohl im Ganzen als in seinen einzelnen Theilen. Es beträgt im Mittel

	Davis:	Virchow:
der frontale Längsumfang	124,5 mm,	123 mm,
der parietale "	127,0 "	121 "
der occipitale "	114,3 "	111 "
der ganze Sagittalbogen	365,8 mm,	355 mm,
	363 mm,	
oder, nach Procenten des ganzen Sagittalbogens berechnet,		
der frontale Längsumfang	34,0	34,6
der parietale "	34,7	34,0
der occipitale "	31,2	31,2
	100,0	100,0.

Zum Mindesten stimmen hier die Zahlen für die Betheiligung der Hinterhauptsschuppe an der Bildung des Schädeldaches überein; sie zeigen, daß der Squama ein beträchtlicher Antheil, fast ein Drittel zukommt, und dies darf wohl als eine charakteristische Erscheinung angesehen werden.

Das Verhältniß des Längsumfanges zum Horizontalumfange weicht nur wenig in beiden Messungen von einander ab. Es beträgt bei meinen Messungen 73,0, bei Hrn. Davis 74,9, im Gesamtmittel 74,5 pCt. des Horizontalumfanges, gegenüber dem Verhältniß des Vertikalumfanges ein sehr beträchtliches Maafs. —

Ungleich homogener sind die Ergebnisse der Messungen in Bezug auf die Kopfform. Der gemittelte Längenbreitenindex ist ausgemacht dolichocephal. Er beträgt bei

Hrn. Davis aus	10	Schädeln	71,3,
„ Flower „	8	„	71,9,
mir	2	„	71,9,

im Ganzen aus 20 Schädeln 71,6.

Hier sind aus der Rechnung ausgelassen die beiden, schon früher erwähnten deformirten Schädel, welche einen brachycephalen Index haben: der im Londoner Museum besitzt einen Index von 82,9, der aus dem Colombo-Museum einen solchen von 80,6. Daran schließt sich zunächst der Schädel eines etwa 18jährigen Mädchens von Batticaloa im Besitze des Hrn. Davis (No. 803), den er selbst als ein aberrant example bezeichnet, mit einem Index von 78. Worin bei diesem der Grund der Verkürzung liegt, ist aus der Beschreibung nicht zu entnehmen, da nichts weiter von ihm erwähnt ist, als daß er vor dem Foramen magnum einen Processus papillaris (Halbertsma) besitze.

Möglicherweise sind deformirende Einflüsse bei den weiblichen Weddas in größerer Ausdehnung, wenngleich in weniger merklicher Weise, wirksam gewesen. Wenigstens berechnet sich aus den Zahlen des Hrn. Davis, auch nach Auslassung des wahrscheinlich verunstalteten Schädels, für die weiblichen Schädel ein höherer Index, als für die männlichen. Allein bei Hrn. Flower und mir tritt nach Ausscheidung der deformirten Schädel das entgegengesetzte Resultat hervor, nemlich

	Davis:	Flower:	Virchow:
für Männer	(3) 69,6	(5) 70,9	(1) 73,0,
für Weiber	(6) 71,0	(1) 69,9	(1) 70,9.

Für das Gesamtmittel der Geschlechter gleicht sich jedoch die Differenz aus, indem die geringeren Zahlen von Hrn. Flower und mir dazutreten, nemlich

für 9 Männer	70,7,
für 8 Weiber	70,8.

Jedenfalls befinden sich unter der Zahl von überhaupt 20 Schädeln, welche in Rechnung kamen, überhaupt nur 4, welche der Mesocephalie (Index von 75,1—80) zugehören. Unter den übrig bleibenden 16 aber sind 7, deren Index unter 70 beträgt, die also hyperdolichocephal sind. Das Minimum beträgt 66 (Davis). Ganz richtig konnte daher Hr. Davis (l. c. p. 132) sagen, daß die Wedda-Schädel schmäler, als die von afrikanischen Negern, zuweilen so schmal, wie die von Neu-Caledoniern, seien.

Das Verhältniß der einzelnen Schädelabschnitte zu der Gesamtlänge (= 100) stellt sich etwas verschieden dar. Bei dem männlichen Schädel No. 3 ist die horizontale Länge des Hinterhaupts gröfser und die vordere, basilare Länge kleiner, als bei den beiden übrigen. Bezeichnet man das Verhältniß der Hinterhauptslänge zur Gesamtlänge mit a , das der basilaren Länge (vorderer Rand des Foramen magnum bis Nasenwurzel) mit b , so erhält man für den Schädel

	No. 1:	No. 2:	No. 3:
a	28,2	27,8	32,4,
b	51,9	55,1	48,6.

Der Kleinheit der Schädel entsprechend, ist die grösste Länge durchschnittlich gering; die Dolichocephalie wird weniger durch grofse Länge, als vielmehr durch geringe Breite bedingt. Unter sämtlichen Schädeln ist nur ein einziger, männlicher (Davis No. 805), bei dem die Länge bis auf 190 mm (7,6 engl. Zoll) steigt. Bei allen übrigen ist sie geringer, ja bei der Mehrzahl erreicht sie nicht einmal 180. Die grösste Breite steigt ebenfalls nur bei einem einzigen (Flower No. 683) bis auf 140 mm; gleich darauf folgt der männliche Schädel aus dem Colombo Museum mit 135. Die Mehrzahl aber erreicht nicht einmal 130.

Um so auffallender ist die verhältnißmäßig beträchtliche Höhe. Nur zweimal ist die Höhe geringer als die Breite. Bei dem auch sonst abweichenden Schädel (Flower No. 683), bei welchem die Breite 140 mm erreicht, hat die Höhe nur 135 mm, und bei einem männlichen (Davis No. 804), der mannichfaltige Synostosen zeigt und clinoccephal gebaut ist, bleibt die Höhe (5") um ein Geringes hinter der Breite (5,2") zurück. In allen übrigen Fällen überschreitet das Maafs der Höhe das der Breite, und nicht selten um ein Beträchtliches, in einem Falle (Flower No. 680) um 14 mm. Die größten Höhenzahlen, 136 und 137 mm, finden sich bei je einem männlichen Schädel von Flower und von mir.

Der Längenhöhenindex ist daher gröfser, als der Längenbreitenindex. Er berechnet sich, nach Ausscheidung der beiden deformirten Schädel, im Mittel für

	Männer:	Weiber:
bei Hrn. Davis	(3) 73,6	(7) 76,2,
„ „ Flower	(5) 75,0	(1) 71,1,
„ mir	(1) 74,1	(1) 72,9,
im Ganzen auf	(9) 74,9	(9) 75,3.

Das Gesamtmittel beträgt
74,9.

Man kann daher nicht gerade von einer Hypsiccephalie sprechen, indess nähert sich doch die Form diesem Typus. Rechnet man die Orthocephalie bis 75 (oder bis 74,9), so fällt der Wedda-Schädel im Mittel unter diese Kategorie.

Die nur von mir gemessene Ohrhöhe (senkrechte Entfernung des oberen Randes des äusseren Gehörganges vom Scheitel) ist gleichfalls beträchtlich, namentlich bei dem männlichen Schädel, wo sie 120 mm beträgt. In diesem Falle berechnet sich der Ohrhöhenindex auf 64,9, während er bei dem weiblichen Schädel (No. 1) nur 60,4 und selbst bei dem deformirten (No. 4) nur 63,0 erreicht. —

Was die Gesichtsbildung anlangt, so finde ich darüber, mit Ausnahme der schon beigebrachten Beschreibungen, wenig osteologische Unterlagen. Von einzelnen Regionen erwähne ich die Augenhöhlen und die Nase.

Der Orbitalindex betrug in dem einen Falle, der mir überhaupt

Gelegenheit zur Messung darbot, 84,6, genau dieselbe Zahl, welche sich als Mittel aus den Angaben des Hrn. Flower berechnet. Im Einzelnen sind die Schwankungen freilich nicht unerheblich. Denn nach Hrn. Flower fallen von 8 Schädeln 2 Indices unter 80, 2 zwischen 80 und 85, und 4 über 85—91,7. Nach Geschlechtern stellt sich das Verhältniß so, daß im Mittel aus 4 männlichen Schädeln 85,1, aus 2 weiblichen 84,3 resultirt, — ein nicht nennenswerther Unterschied. Im Ganzen wird man also annehmen können, daß die Orbitalbildung mesokonch ist.

Der Nasenindex, den ich auf 50 angab, berechnet sich nach 7 Fällen bei Hrn. Flower auf 52,2; er ist also mesorrhin, auf der Grenze zur Platyrrhinie. Dabei scheint freilich eine nicht unbedeutende Geschlechtsdifferenz zu bestehen, indem die beiden, von Hrn. Flower aufgeführten weiblichen Schädel platyrrhin (56,1 und 57,8), dagegen unter den männlichen Schädeln einer, wenn nicht zwei leptorrhin (46,5 und (?) 46,7) und nur zwei platyrrhin (54,0 und 54,3) waren. Die gedrückte Form der knöchernen Nase ist aus Taf. I. Fig. 3 und der Profilzeichnung bei den Herren de Quatrefages und Hamy leicht zu ersehen. Die früher mitgetheilten Beschreibungen von Sir E. Tennent, Bailey und Hartshorne, welche die Flachheit der Nase betonen, sind damit im Einklange, wie denn auch die früher (S. 44) mitgetheilten Abbildungen nach Photographien die gedrückte Form der Nasenwurzel und die Breite der Nasenflügel deutlich erkennen lassen.

Das Gesicht im Ganzen scheint durchweg niedrig zu sein. Die Vorderansicht des von den Herren de Quatrefages und Hamy abgebildeten Schädels zeigt dies in ausgezeichneter Weise. Ich erhielt einen Index (Verhältniß von ganzer Gesichtshöhe zur Jochbreite) von 83,1. Aus den Messungen des Hrn. Barnard Davis berechne ich für 5 Schädel im Mittel fast dieselbe Zahl, nemlich 83,8. Darnach ist also der Typus im Ganzen chamaeprosop und zwar, soviel sich bis jetzt übersehen läßt, bei den Weibern mehr, als bei den Männern. Denn die Schädel des Hrn. Barnard Davis ergeben für

	Männer:	Weiber:
No. 313	88,2	—
„ 801	87,5	—
„ 802	—	82,9

No. 803	—	80,8
„ 804	—	80,0
im Mittel	87,8	81,2.

Trotz der Niedrigkeit sind die Gesichter eigentlich nicht breit. Es hängt das mit der geringen Vorwölbung der Jochbogen und Wangenbeine zusammen, welche schon Hr. Barnard Davis im Gegensatze zu den afrikanischen Rassen hervorgehoben hat. Nur der Londoner Schädel No. 675, welchen die Herren de Quatrefages und Hamy abgebildet haben, erscheint verhältnißmässig breit, wie es scheint, hauptsächlich wegen der starken Entwicklung des Processus zygomaticus des Oberkiefers und der dadurch bedingten Gröfse des unteren Wangenhöckers.

Hr. Flower berechnet aufserdem noch den Alveolarindex. Er versteht darunter das procentische Verhältnifs der „basialveolären Länge“ (Entfernung des vorderen Randes des Alveolarfortsatzes vom Hinterhauptsloch) zu der „basinasalen Länge“ (Entfernung der Nasenwurzel vom Hinterhauptsloch), letztere = 100 gesetzt. Im Mittel aus 6 Schädeln ergibt sich die Zahl 96,3. Ich erhalte für den weiblichen Schädel aus dem Colombo Museum nur 93,4. Nach den Geschlechtern gestalten sich die Zahlen des Hrn. Flower ähnlich:

	Männer:	Weiber:
No. 675	93,5	—
„ 676	—	93,0
„ 678	101,0	—
„ 679	—	96,5
„ 680	96,9	—
„ 681	97,1	—
im Mittel	97,1	94,7.

Darnach könnte es scheinen, als sei die Prognathie der Männer gröfser, als die der Weiber. Indefs wird das Urtheil darüber wohl noch vorbehalten werden müssen, da die Einzelzahlen bei beiden Geschlechtern, namentlich beim männlichen, erhebliche Verschiedenheiten ergeben. Jedenfalls ist die Prognathie an sich eine sehr geringe. Hr. Barnard Davis¹⁾ nennt die Wedda-Schädel sogar tolerably orthognathous.

¹⁾ Davis. Thesaurus cran. p. 132.

In Betreff der Verhältnisse des übrigen Körpers besitzen wir noch einige Angaben des Hrn. Hartshorne über zwei Weddas, welche ich in Nachstehendem zusammenstelle, nachdem ich sie in Metermaafs übertragen habe:

	Latty, etwa 18 Jahre	Bandiey, etwa 25 Jahre
Körperhöhe	1631,91	1517,59
Umfang des Kopfes um die Mitte der Stirn	514,33	514,33
Von der Höhe der Stirn bis zum Kinnrande	168,25	177,80
Gesichtsbreite (across face)	133,34	171,42
Schulter bis Ellbogen	279,39	323,81
Ellbogen bis Handgelenk	254,00	219,05
Handgelenk bis Spitze des Mittelfingers	196,82	174,59
Umfang des Oberarmes um den Biceps rechts	260,34	241,28
„ „ „ „ links	263,51	241,28
„ „ Vorderarmes rechts	222,22	222,22
„ „ links	222,22	222,22
„ der Brust	787,39	749,27
Länge des Oberschenkels	425,41	419,07
Vom Knie bis zum Knöchel	412,73	393,67
Umfang der Wade	298,41	292,07
Fußsohle	241,28	222,22

Bei einigen dieser Maafse ist es sehr wahrscheinlich, daß Irrthümer untergelaufen sind. Am meisten tritt dies bei dem Oberarm (Schulter bis Ellbogen) hervor, der bei dem kleineren Manne um 44 mm länger gewesen sein soll, während der ganze Arm bei ihm um fast 13 mm kürzer ausfällt. Ebenso erscheint die Gesichtsbreite bei Bandiey, dem kleineren Manne, nicht nur um 38 mm größer, als bei dem viel größeren Latty, sondern auch absolut von einer unglaublichen Gröfse. Man wird daher bei der Benutzung dieser Zahlen sehr vorsichtig sein müssen.

Ziemlich constant ist das Verhältniß der Länge der Fußsohle zur Körperhöhe; jene ist bei Latty 6,7, bei Bandiey 6,8 mal in der Körperhöhe enthalten. Dies ist ein ganz entsprechendes Verhältniß.

Hr. Bennett sagt, die Hände der Weddas seien klein, ihre Füße dagegen lang und platt. Das mag richtig sein, geht aber aus den mitgetheilten Maafsen nicht hervor.

Von den sonstigen Extremitätenmaafsen möchte ich nicht weiter sprechen, zumal da bei einzelnen derselben, z. B. der Länge des Oberschenkels, nicht ersichtlich ist, welche Endpunkte gewählt sind. Das jedoch geht auch aus diesen Angaben hervor, daß eine Unverhältniß-

mässigkeit der Theile nicht vorhanden sein dürfte. Von einigem Interesse ist nur das Umfangsmaafs der Arme. Während sonst gewöhnlich merkliche Unterschiede zwischen dem rechten und linken Arm bestehen, finden sich hier beiderseits gleiche Maafse, ja bei Latty ist sogar der Umfang des linken Oberarmes um etwas mehr als 3 mm gröfser, als der des rechten. Es erklärt sich dies aus der, von verschiedenen Beobachtern hervorgehobenen Uebung des linken Arms, welcher beim Spannen des sehr schweren Bogens ganz besonders angestrengt wird.

Hr. Barnard Davis¹⁾ besitzt in seiner Sammlung den Oberschenkel und den Oberarm eines Wedda: jener hat eine Länge von 17,2 Zoll = 436,8 mm, dieser von 12 Zoll = 304,8 mm. Dies ist offenbar ein recht kräftiges Individuum gewesen; die Länge des Oberschenkels übertrifft noch die der beiden von Hartshorne gemessenen Männer (425 und 419 mm). Dagegen harmonirt die Länge des Oberarms nach Davis wenig mit den von Hartshorne angegebenen Maafsen, und auch dies spricht für die Ungenauigkeit der von dem letzteren angeordneten Messung. —

Die Vergleichung der Weddas mit ihren Nachbarn auf der Insel wird nicht wenig erschwert durch den Mangel ausreichender Nachrichten über das physische Verhalten der letzteren. Auch die besten Beschreiber beschränken sich in der Regel auf einige Worte oder betrachten die mehr civilisirten Stämme als genügend bekannt, höchstens dafs sie Vergleichen mit continentalen Stämmen Vorderindiens oder mit Europäern anstellen. Auch osteologisches Material ist verhältnismässig spärlich in den europäischen Sammlungen und das vorhandene erscheint mir noch dazu als wenig sicher. So habe ich durch die Güte des Hrn. Consul Freudenberg 3 Schädel von Sinhalesen und 3 von Tamilen erhalten, aber bei der Untersuchung zeigt ein als sinhalesisch bezeichneter Kinderschädel so viel Uebereinstimmung mit den Tamilen, dafs es mir höchst zweifelhaft erscheint, ob seine Bestimmung richtig ist. Die Bevölkerungen im Niederland der Insel haben sich so vielfach durch einander geschoben, dafs nicht blofs Mischungen derselben unter einander vorgekommen sind, sondern dafs auch Verwechslungen von Schädeln leicht geschehen können. Ich

¹⁾ Davis. Thesaurus craniorum p. 132.

gebe daher die nachstehenden Bemerkungen mit aller Reserve, und hauptsächlich zu dem Zweck, um wo möglich genauere Nachrichten und Sendungen von besserem Material zu provociren. Insbesondere muß ich es als ein großes Desiderat bezeichnen, daß genügende Photographien, namentlich nicht zu kleine Brustbilder (Profil und Vorderansicht), in richtiger Horizontalstellung aufgenommen werden.

Bei der Vergleichung kommen hauptsächlich die eigentlichen Sinhalesen und die Tamilen in Betracht. Nur beiläufig können die Nachkommen eingewanderter Araber (Moors, Moormen) und Malayen, noch weniger Chinesen, Birmanen, arische Indier, afrikanische Neger und Europäer herangezogen werden. Sowohl der räumlichen Ausbreitung, als der Zahl nach sind die beiden ersteren Stämme so sehr vorherrschend, daß, auch ganz abgesehen von ihren fast ausschließlichen, historischen Ansprüchen, sie vorzugsweise berücksichtigt werden müssen.

1) Die Sinhalesen.

Sie nehmen im Allgemeinen den Süden und Südwesten des Landes ein. Nach Sir Tennent¹⁾ sind die Bewohner der Südküste von Galle bis Hambantotte die reinsten Sinhalesen. Dieser Theil bildete einen wichtigen Abschnitt der alten Provinz Rohuna, welche schon früh von Nachkommen der Gefolgschaft Wijayo's colonisirt wurde; sie hatten weder Verkehr, noch Vermischung mit den Malabaren. Leider giebt Sir Tennent aber keine wirkliche Beschreibung der Leute. Nur gelegentlich spricht er von ihrem Bau und ihren Haaren; was ihn hauptsächlich beschäftigt, ist ihre Neigung zu weibischer Tracht. Dies gilt in erster Linie von der Haartracht, von welcher er eine Abbildung liefert. Dieselbe komme weder im Innern, noch im Norden oder Osten vor, sondern nur an der Südwestküste. Sie lassen das Haupthaar lang wachsen, kämmen es à l'impératrice oben von vorn nach hinten und hinten von unten nach oben, bilden daraus eine Rolle (konde) auf dem vortretenden Theil des Hinterkopfes, und befestigen das Ganze durch Kämme. Schon Ptolemaeos habe von dem langen Haar in Taprobane gesprochen und Agathemeros gebe an, daß die Männer in Ceylon ihr Haar unbeschränkt

¹⁾ Tennent l. c. Vol. II. p. 106—12.

wachsen ließen und es am Scheitel nach Art der Weiber zusammenbänden. Von den Kindern sagt Sir Tennent, sie seien schön und ihr Haar wellig und glänzend (wavy and shining); eine Kindergruppe sehe in ihrer Nacktheit aus, wie „lebende Bronzen“. Da auch die Männer zarte Züge und schlanke Glieder (delicate features and slender limbs) hätten, häufig bartlos seien¹⁾ und um die Hüften ein Stück Zeug (comboy), wie einen Unterrock, trügen, so sei der Eindruck ein fast weibischer. Endlich wird noch eine Notiz aus dem chinesischen Reisebericht des Hiuen Thsang beigebracht, worin der Mongole seinem Erstaunen über die vortretende Nase durch die Bemerkung Ausdruck verleiht, die Sinhalesen hätten einen Vogelschnabel an einem menschlichen Körper.

Das ist so ziemlich Alles, was ich über die Sinhalesen bei Sir Tennent finde. Die wenigen Sätze, welche Hr. von Schlagintweit²⁾ den Bewohnern Ceylons widmet, stimmen damit überein. Etwas deutlicher, wenngleich sehr oberflächlich, sind die Anführungen der früheren Autoren. Valentijn³⁾ sagt: De cingaleezen zijn niet heel swart, maar bruyngheel, lang en open van ooren, niet kloek van Gestalt, door de bank wat mager, zeer zwak van Leden, gezwind van licham en vrij vernuftig van Geest. Wolf⁴⁾ erklärte geradezu, die Sinhalesen trügen „schwarze Haut“. Percival⁵⁾ schreibt den Ceylonesen mittlere Statur, ungefähr von 5 Fuß 7 Zoll zu; die Farbe der Weiber näherte sich dem Gelben. Selkirk⁶⁾ nennt die Augen der Sinhalesen glänzend schwarz (bright black), das Haar lang, schwarz und in einen Knoten (cundy) geschlungen. Die Innenseite der Hände und Füße sei weiß, der übrige Körper schwarz. Die Leute im Innern scheren den Bart selten, wohl aber die an der Küste. Sirr⁷⁾ sagt, die Männer seien über mittelgroß, etwa 5 Fuß 6 Zoll im Mittel und gut proportionirt. Ihre Farbe variire von hell (clear)

¹⁾ Auch diese Angaben sollen sich schon in der Geschichte von Jambulos bei Diodor Lib. 5 cap. 36 finden.

²⁾ Hermann v. Schlagintweit-Sakünlünski. Reisen in Indien und Hochasien. Jena 1869. Bd. I. S. 213.

³⁾ Valentijn l. c. Bl. 43.

⁴⁾ Wolf a. a. O. I. S. 155.

⁵⁾ Percival a. a. O. S. 222.

⁶⁾ James Selkirk. Recollections of Ceylon. London 1844 p. 58.

⁷⁾ Sirr l. c. II. p. 38.

gelbbraun bis schwarz. Haare und Augen hätten die Farbe von Ebenholz. Die Kandier seien dunkler, kräftiger, besser gewachsen und von längerem Kopfbau. Philalethes¹⁾, der sich speciell auf Valentijn bezieht, sagt, die Farbe der Sinhalesen sei nicht ganz schwarz, sondern von einem tiefen Kastanienbraun, unterlaufen (suffused) mit einem gelben Ton. Ihre Ohren seien lang und offen, ihr Körper nicht kräftig, sondern schlank und beweglich.

Ungleich genauer ist die Schilderung, welche Dr. Davy²⁾ giebt. Er theilt die „Singhalese race“ in drei große Stämme: die eigentlichen Singhalesen, die Kandier und die Veddahs. Von den ersteren, die er wesentlich nach den Bewohnern des Innern der Insel, den „Hochländern“, beschreibt, sagt er, sie seien in Bau, Sprache, Manieren, Sitten, Religion und Regierung vollständige Inder. Gleich diesen unterschieden sie sich von Europäern weniger in den Zügen, als in geringfügigen Merkmalen der Farbe, des Wuchses und der Gestalt. Die Hautfarbe wechsele von Lichtbraun bis Schwarz. Auch die Farbe des Haars und der Augen variire, jedoch nicht so oft, wie die der Haut: schwarze Haare und Augen seien am gewöhnlichsten, hellbraune (hazel) Augen weniger ungewöhnlich, als braunes Haar, graue Augen und rothes Haar viel mehr ungewöhnlich, und hellblaue oder rothe Augen und hellflachsfarbenes Haar von Albinos am ungewöhnlichsten. In der Körpergröße überträfen die Inlands-Bewohner die Niederlands-Singhalesen und die meisten Eingebornen der Küsten von Coromandel und Malabar, aber sie erreichten nicht die Größe der Europäer. Ihr Mittelmaafs möge etwa 5 Fuß 4—5 Zoll betragen. Sie erschienen nett (clean made), mit zierlichen Muskeln und zarten Knochen. Für Inder seien sie stämmig (stout) und hätten in der Regel eine geräumige Brust und breite Schultern, zumal in den Bergdistrikten, wo sie, gleich anderen Hochländern, kürzere, aber starke und sehr muskulöse Ober- und Unterschenkel hätten. Hände und Füße seien gewöhnlich sehr klein, ja gegenüber den unsrigen unverhältnißmäßig klein. Die Kopfform sei im Allgemeinen gut, aber vielleicht mehr lang, als bei Europäern. Ihre Züge seien gewöhnlich hübsch und anziehend, ihre Mienen

¹⁾ Philalethes l. c. p. 231.

²⁾ Davy l. c. p. 109.

intelligent und belebt. Die Natur habe ihnen einen reichlichen Haarwuchs verliehen, und sie ließen denselben im Allgemeinen im Gesicht, wie auf dem Kopfe zu einer beträchtlichen Länge fortgehen, da nach ihrer Meinung ein Bart das Gesicht nicht entstelle, sondern verschönere. Die Weiber seien in der Regel wohlgebildet und gut aussehend, oft hübsch (handsome). Ein schönes Weib sollte nach ihrer Meinung folgende Eigenschaften haben: „Das Haar üppig, wie der Schweif eines Pfauen, lang, bis zu den Knieen reichend und in gefällige Locken (curls) endigend; ihre Augenbrauen gleich dem Regenbogen und ihr Auge wie blauer Sapphir oder wie die Blumenblätter der blauen Manilla-Blume; ihre Nase wie ein Habichtsschnabel und ihre Lippen glänzend (bright) und roth, wie Korallen oder das junge Laub des Eisenbaums; ihre Zähne klein, regelmäfsig und dicht, wie die Knospen des Jasmins; ihr Hals voll und rund, wie die Berrigodia; ihr Brustkorb gewölbt und ihre Büste fest und kegelförmig, wie die gelbe Cocosnufs; ihre Taille eng, so dafs sie mit der Hand umfaßt werden könne; ihre Hüften breit, ihre Beine nach unten sich verjüngend (tapering), ihre Fußsohlen ohne Höhlung und die Oberfläche ihres Körpers weich, zart, gerundet, ohne vortretende Knochen und Sehnen.“

Davy hat das grofse Verdienst, seinem Werke eine Reihe von Abbildungen beigegeben zu haben, welche manche Verhältnisse deutlicher illustriren. Auf Pl. 6 findet sich eine colorirte Gruppe von Kandiern nach einer Zeichnung des Lieutenant W. Lyttleton, welche namentlich die dunkelbraune Hautfarbe der gemeinen Leute neben der helleren, mehr gelbbraunen des Disave erkennen läfst. Die Gesichter sind verhältnismäfsig lang und schmal, die Nasen stark vortretend und gebogen, die Oberlippe kurz und die Mundgegend zart. Auf Pl. 4 sind Abbildungen gegeben, welche nach Elfenbeinfiguren eines eingebornen Künstlers gezeichnet sind; hier sind die Gesichter kürzer und etwas breiter, die Nasen stark vortretend und gebogen, von fast jüdischem Ausdruck, die Lippen besonders der Frauen voller und schwellend, jedoch ohne Andeutung von Prognathismus.

Cordiner¹⁾ bezeichnet die Sinhalesen als fein gebaut (of a slender make), unter Mittelgröfse, mit zarten, aber gutgeformten Gliedern (limbs

¹⁾ Cordiner l. c. p. 94.

slight, but well shaped), mit regelmässigen Zügen von derselben Form, wie Europäer; ihre Farbe zeige verschiedene Schattirungen, sei jedoch nicht so dunkel, wie bei den Indern des Continents; die Augen schwarz, aber das Weisse derselben auffallend klar, das Haar lang, glatt (smooth) und schwarz. Bei den höheren Klassen sei die Hautfarbe so hell, daß sie heller erscheine, als bei brünetten Leuten in England. In allen Klassen aber sei die Volarfläche der Hände und Füße gleichmässig weifs.

Von den Kandiern erzählt Cordiner¹⁾, daß sie von den Sinhalesen nicht mehr verschieden seien, als Bergbewohner anderer Länder von der Küstenbevölkerung. Sie seien stämmiger (of a stouter make) und heller, aber nicht gröfser (not taller). Ihre Manieren seien weniger abgeschliffen und das beständige Tragen eines Bartes steigere die natürliche Wildheit ihres Aussehens.

Wenn man diese Schilderungen mit den vorher mitgetheilten von den Weddas zusammenhält, so bleiben eigentlich wenig Differenzpunkte. Die Hautfarbe mag bei den letzteren durchschnittlich etwas dunkler sein, aber sie variirt scheinbar in denselben Grenzen. In dieser Beziehung ist namentlich das Zeugniß des Dr. Davy von höchster Wichtigkeit. Das „Düstere“, was Hr. Bailey von den Weddas betont, ist wenigstens zum Theil der mangelhaften Reinlichkeit zuzuschreiben. Ebenso zweifelhaft ist es, ob die Haare differiren: stellt man das wohlgepflegte, sorgfältig gekämmte, glatte und nur an den Enden lockige Haar der Sinhalesen dem verwahrlosten, verzottelten, wirren, aber gleichfalls nicht krausen Haar der Weddas, welches so weit herabhängt und herumsteht, daß es den Kopf gröfser erscheinen läfst, gegenüber, so tritt die Vermuthung nahe, daß mehr die Cultur, als eine ursprüngliche Eigenschaft den Unterschied bedingt. Die mittlere Körperhöhe der Sinhalesen scheint etwa dem höchsten Körpermaafs der Weddas zu entsprechen, aber auch jene sind etwas kleiner, als „Europäer“. Unter allen aufgeführten Merkmalen ist genau genommen nur ein einziges, welches einen grofsen und entscheidenden Eindruck auf alle Beobachter gemacht zu haben scheint, nemlich die Form der Nase, von der schon die alten Chinesen berichteten. Während sie bei den Sinhalesen weit vortritt, eine Adlerform hat, und wahrschein-

¹⁾ Cordiner l. c. p. 131.

lich dem entsprechend schmaler ist, wird sie bei den Weddas als flach und mit weiten Nüstern ausgestattet geschildert. Daran schliessen sich die dicken und stärker vorgewölbten Lippen und der grofse Mund der Weddas, vielleicht auch die geringere Höhe der Gesichter. Genug, es bleiben, wie schon Hr. Hartshorne¹⁾ andeutete, eigentlich nur ein Paar faciale Kennzeichen als diagnostische stehen. Ob das richtig ist, wird die Zukunft vielleicht ergeben, falls noch rechtzeitig genaue Beschreibungen und namentlich gröfsere Photographien der Weddas hergestellt werden. Vorläufig können wir jedoch feststellen, dafs auch die Sinhalesen zu einer dunklen, vielleicht am besten braun zu nennenden, glatthaarigen und nicht oder nur mäfsig prognathen Rasse gehören.

Wie steht es nun mit den osteologischen Merkmalen? Die Literatur bietet in dieser Beziehung etwas genauere Anhaltspunkte, jedoch ausschliesslich für Schädel. Auch in diesem Punkte ist es das Verdienst von Davy, eine exakte Mittheilung gemacht zu haben. Wie schon erwähnt, erklärte er den sinhalesischen Schädel für länger, als den europäischen. Als Belag dafür gab er auf Pl. III. die Abbildung des Schädels eines sinhalesischen Häuptlings aus einer abgelegenen (secluded) Gegend des Innern in der Seiten- und Vorderansicht. Derselbe ist lang, mäfsig hoch, von stark ansteigender Hinterstirn und weit ausgelegtem Hinterkopf, die Seiten bis zur Schläfe hin etwas abgeplattet, die Jochbogen vortretend, die Augenhöhlen etwas breit und niedrig, schwach viereckig, jedoch nach aufsen und unten ausgeweitet, die Nase schmal, vortretend, mit schwach eingebogenem Rücken, niedrigem Gesicht, namentlich niedrigem und wenig vortretendem Oberkiefer.

Eine neuere Beschreibung eines „Cranium Cingalensis“ findet sich bei Gerard Sandifort²⁾. Der Schädel sei von van Hassem an Brug-

¹⁾ Hartshorne l. c. p. 409 sagt: The general appearance of the Weddas may be described as distinctly non-Aryan. The comparative shortness of their thumbs and their sharply-pointed elbows are worthy of remark, as well as their flat noses and in some cases thick lips, features which at once distinguish them in a marked degree from the oriental races living in their vicinity.

²⁾ Gerard Sandifort. Tabulae craniorum diversarum gentium. Lugduni Batav. 1838 (cf. Mus. anat. Acad. Lugd. Bat. 1827. Vol. III. p. 39. No. DLXXXIV.).

mans gegeben worden und befinde sich im anatomischen Museum in Leiden. Es wird auch eine grössere Zahl von Messungen gegeben, aber leider ist die Mehrzahl derselben für unsere Zwecke unbrauchbar. Die Capacität wird auf 39 Unzen Hirse angegeben. Nach der Abbildung ist es ein sehr kräftiger Schädel mit hohem, starkem Gesicht, sehr prognath, mit grossen, weit vortretenden Zähnen, grossem und breitem Unterkiefer, sehr langer und hoher, schmaler Nase und niedrigen, sehr schief gestellten, etwas eckigen Augenhöhlen. Da die Höhe derselben auf 0,031, die Breite auf 0,041 angegeben wird, so würde der Orbitalindex 75,6, also chamaekonch sein. Die interorbitale Distanz wird mit 0,024 aufgeführt. Der Autor selbst beschreibt die Schädelkapsel als oval, mit stark erhöhtem Scheitel, an den Seiten sehr abgeflacht, mit wenig vortretenden Tubera, das Hinterhaupt oblong und keineswegs kuglig, an den Untertheilen mehr platt. Die Augenhöhlen wären oblong in der Queraxe, die Fissura orbitalis posterior weit, die Enden (vertices) der Oberkiefer ausgehöhlt. Die Nase schmal, wenig ausgehöhlt (excavatus), an den unteren Rändern ausgeschnitten (exsectus) und schräg in den gleichfalls schrägen, nach vorn vorspringenden Alveolarfortsatz des Oberkiefers übergehend. Der Gaumen stark gewölbt (forficatum) und oblong. Ich bemerke, dass seine Länge zu 0,059, seine Breite in der Gegend der III. Molaren zu 0,041, in der Gegend der Praemolaren zu 0,039 angegeben wird; aus den beiden ersten Maassen würde sich ein Gaumenindex von 69,4, also ein äusserst leptostaphylinisches Maass berechnen, welches freilich nicht ganz mit meinem Maasse, welches in der Gegend der II. Molaren genommen ist, zu vergleichen ist. Die senkrechte Höhe des Schädels wird zu 0,145, die tuberale Parietalbreite zu 0,126, die Jugalbreite zu 0,138, die Kieferwinkeldistanz zu 0,110 angegeben.

Eine weitere Angabe finde ich in dem Katalog des Museum Vrolik in Amsterdam¹⁾, wo unter No. 66 der Schädel eines Eingebornen von Ceylon aufgeführt wird, den Professor Bernard geliefert hatte. Er wird mit dem Cranium Cingalensis von Sandifort verglichen, von dem er sich hauptsächlich durch seine weniger prognathen Kiefer unterscheidet. Es sei ein schöner, kräftiger, dolichocephaler und ein wenig prognather Schädel: die Stirn lang, aber wenig hoch, die Seitentheile stark zusammen-

¹⁾ Musée Vrolik. Catalogue par J. L. Dusseau. Amsterdam 1865. p. 22.

gedrückt, die Wangenbeine stark und alle Muskelansätze beträchtlich entwickelt. Nach den angegebenen Maassen berechnet sich ein Längenbreitenindex von 72,2, ein Längenhöhenindex von 75 und ein Gaumenindex von 73,7.

Hr. Welcker¹⁾ giebt in seinen kranilogischen Tabellen beiläufig die gemittelten Indexzahlen für 5 Sinhalesenschädel, ohne jedoch anzugeben, wo sich dieselben befinden. Wahrscheinlich befinden sich darunter die eben genannten beiden holländischen Exemplare. Er bestimmt den Breitenindex zu 73,4, den Höhenindex zu 77,2.

Eine grössere Zahl sinhalesischer Schädel ist bei Hrn. Barnard Davis²⁾ aufgeführt, nemlich ein ganzes Dutzend. Indefs wird einer derselben ausdrücklich einem Mischling von Malabaren und Sinhalesen, ein anderer einem Brahminen zugeschrieben, und sie können daher hier wohl aufser Betracht bleiben. Von den übrig bleibenden 10 ist je einer von Pantura, Kandy, Negombo und Colombo, die anderen sind unbestimmt. Die Hälfte wird als männlich, die andere Hälfte als weiblich bezeichnet. Einer (No. 982), welcher der Form nach klinocephal genannt wird und vor dem Hinterhauptsloche einen Processus papillaris hat, zeigte nach Hrn. Davis „einen Grad von Mikrocephalie“, aber seine Capacität betrug 1474,6 Cub.-Cm, was nicht gerade für die Zulässigkeit einer solchen Deutung spricht. Ich gebe nachstehend eine kurze Zusammenstellung der Hauptergebnisse:

Nummern der Schädel.	Capacität		Längenbreiten- Index		Längenhöhen- Index	
	♂	♀	♂	♀	♂	♀
315	—	1175,7	—	72	—	70
979	—	1394,9	—	74	—	78
980	1235,5	—	76	—	84	—
981	—	1355,1	—	75	—	74
982	—	1474,6	—	65	—	72
983	—	1494,6	—	70	—	80
984	1673,9	—	75	—	76	—
1007	1614,1	—	72	—	70	—
1008	1693,8	—	73	—	74	—
1009	1275,4	—	72	—	76	—
Mittel	1498,5	1378,9	73,6	71,2	76	74,8
Gesamtmittel (10)	1438,8		72,4		75,4	

¹⁾ Archiv für Anthropologie 1866. Bd. I. S. 154, 157.

²⁾ Jos. Barnard Davis. Thesaurus craniorum p. 132.

Die gemittelten Indices treffen sehr genau mit den Indices des Schädels aus dem Museum Vrolik überein. Die Dolichocephalie ist sehr ausgesprochen, wenngleich nicht so stark, wie bei den Weddas; das Höhenmaafs stimmt ziemlich gut mit dem der Weddas, dagegen ist die Capacität sehr viel gröfser.

Eine ganz abweichende Schilderung von dem Schädel eines Sinhalesen giebt Hr. Zuckerkandl¹⁾. Dieser, von der Novara-Expedition herstammende, jedoch ohne alle weiteren Angaben über die Provenienz beschriebene Schädel hatte eine Capacität von 1505 Cub.-Cm. und einen Längenbreitenindex von 86,1. Er ist also hyperbrachycephal. Man wird wohl ohne Weiteres behaupten dürfen, dafs derselbe entweder in hohem Maafse pathologisch, oder geradezu verwechselt sein mufs. Für letztere Annahme spricht der Umstand, dafs die Schneide- und Eckzähne der Oberkiefer flach gefeilt sind, — eine Erscheinung, deren ich bei den Sinhalesen nirgends Erwähnung gemacht finde und die stark auf eine malayische Herkunft hinweist. Für die Annahme einer pathologischen, vielleicht deformirten Bildung spricht die Angabe, dafs das Cranium asymmetrisch, das Stirnbein flach und „rückfliegend“ und die Hinterhauptsschuppe flachgedrückt ist, letzteres in so hohem Grade, dafs die obere Hälfte derselben „fast wellenförmig eingesunken ist.“ Man wird daher diesen Schädel wohl aus der Vergleichung ausschliessen können.

Was meine Schädel angeht, so habe ich schon bemerkt, dafs ein als sinhalesisch bezeichneter Kinderschädel sehr wahrscheinlich auszuscheiden ist. Da er jedoch einmal die deutliche Angabe trägt, so werde ich ihn hier mit den anderen beschreiben:

Schädel No. 1. (Taf. II.)

Ein männlicher, ziemlich grofs erscheinender, noch jugendlicher Schädel ohne Unterkiefer. Synchondrosis sphenoccipitalis geschlossen, Weisheitszähne ausgetreten. Die Vorderzähne sind nachträglich ausgefallen; die restirenden Molaren und I Prämolaren sind sehr grofs, an den Kronen nur wenig abgenutzt, dagegen mit einem dicken schwarzen Ueberzug (Betel) versehen, zum Theil schwarz imbibirt und stark abgenutzt. Die Muskelansätze kräftig, jedoch die Stirnwülste nicht stark. Die Knochen gelbbraun, glatt, glänzend und fest.

¹⁾ Reise der österreichischen Fregatte Novara. Anthropologischer Theil. Erste Abtheilung: Cranien der Novara-Sammlung, beschrieben von E. Zuckerkandl. Wien 1875. S. 24.

Der Schädel ist in Wirklichkeit kleiner, als er aussieht: er hat nur 1110 Cub.-Cm. Capacität. Der Längenbreitenindex, 71,3, ist stark dolichocephal, der Längenhöhenindex, 72,5, orthocephal.

In der Norma verticalis erscheint das Schädeldach lang und schmal, nach hinten und vorne verjüngt, mässig phaenozyg; die Tubera parietalia breit ausgelegt. Der Schädel ist schief (plagiocephal), besonders hinten und unten, wo auf der linken Seite, jedoch noch am Parietale, eine schräge Abflachung, rechts dagegen eine stärkere Wölbung zu bemerken ist. Vorn ist die Bildung gleichmässiger, jedoch ist die rechte Stirnhälfte etwas schief, der rechte Jochbogen kürzer, als der linke, die Nase steht etwas schief nach links und die Gaumennaht weicht in ihrem hinteren Theile ein wenig nach links ab. Auch die Pfeilnaht liegt nicht genau median.

Mancherlei Zeichen prämaturer Synostose sind vorhanden. So jederseits, jedoch in grösserer Ausdehnung links, in der Mitte der Seitentheile der Kranznaht und an verschiedenen Punkten der Pfeilnaht, an welcher das rechte Emissarium fehlt und das linke sehr klein ist. Die unteren Seitentheile der Kranznaht sind ganz oblitterirt, links in einer Länge von 30, rechts von nur 22 mm. Die offenen Nähte sind verhältnissmässig einfach, jedoch haben die Pfeilnaht in ihrem mittleren Theile und die Lambdanaht verhältnissmässig grosse und breite Zacken. Letztere ist an der Spitze sehr gedrückt und seitlich, besonders links, mit einigen Schaltknochen durchsetzt. Jederseits in der Gegend, wo sonst die Sutura transversa occipitis abgeht, ein in das Parietale eingreifender Schaltknochen, links grösser, aber an seinem medialen und oberen Umfange synostotisch.

In der Seitenansicht erscheint der Schädel lang und niedrig. Die eigentliche Stirn ist niedrig, etwas schräg, die Tubera frontalia nur mässig deutlich, die Hinterstirn lang und stark ansteigend. Die grösste Höhe liegt an der Coronaria; dahinter eine leichte Einsenkung. Die senkrechte Höhe fällt einen Finger breit hinter die Coronaria. Der hintere Abfall der Scheitelcurve beginnt in der Tuberalbreite und ist sehr lang, die Oberschuppe stark ausgewölbt. Die Plana temporalia gross, sie erreichen die Tubera parietalia und überschreiten die Lambdanaht. Die vorderen Theile der Schläfengruben uneben und feingrubig. Die Squama temporalis jederseits platt und hoch, besonders links. Jederseits ein starker Processus frontalis, der nur etwas undeutlich ist wegen der ausgedehnten Synostose der Coronaria. Die Ala temporalis niedrig und ganz überlagert von dem sehr breiten Fortsatz, der von der Squama temporalis aus rechts ziemlich gleichmässig, links etwas gezackt, jederseits aber noch vorn zugespitzt verläuft. In Folge davon Stenokrotaphie, jedoch liegt die, übrigens recht stark vertiefte Stelle ziemlich weit nach unten auf der Fläche der stark eingefalteten Ala, und zwar unmittelbar an der Vereinigungsstelle der Sutura sphenofrontalis, zygomatico-frontalis und sphenozygomatica. Der Fortsatz erscheint links mehr zugespitzt, rechts fast trapezoideal. Die Maasse betragen

	rechts:	links:
Länge des Proc. temp. oben	15 mm,	12 mm,
„ „ „ „ unten	10 „	9 „
Breite der Ala tempor.	19 „	18 „

In der Norma occipitalis ist der Schädelcontour nahezu fünfeckig: die Seitentheile fast gerade abfallend, nur unten etwas divergirend, das Dach mit schwach gewölbten Seitenflächen, die Basis ziemlich gerade. Die Oberschuppe stark herausgebogen und

seitlich abgeflacht. Keine *Protuberantia occipit. externa*. Die *Linea semicircularis superior et inferior* kräftig; *Linea suprema* sehr schwach. Dagegen findet sich jederseits, besonders stark links, ein scharfer und tiefer Absatz der *Facies muscularis* gegen die *Facies laevis*, der in seinem unteren Theile der Richtung der *Linea superior* folgt, dann eine tiefe Einbuchtung in medialer Richtung macht und nach oben parallel mit der *Linea suprema*, unter derselben ausläuft. Dadurch entsteht jederseits eine lange, vertieft liegende Zunge der *Facies laevis*, welche bis unter die *Sutura transversa* reicht. Die *Cerebellar-gruben* mälsig vorgewölbt. Die *Facies muscularis* mit tieferer Zeichnung. Keine gröfseren *Emissaria mastoidea*, dafür aber ein gröfseres Gefäfsloch jederseits nahe an der *Crista perpendicularis*.

Das Foramen magnum nach hinten gerundet, nach vorn mehr oval, 31 mm lang, 26 breit, also Index 83,8. Gelenkhöcker weit vortretend und gebogen. *Processus mastoideus* schwach, mit tiefer Incisur. *Proc. styloides* kräftig. *Apophysis basilaris* etwas flach gestellt. *Processus pterygoides* mit weit ausgelegter *Lamina externa*. Tiefe Gelenkgruben für den Unterkiefer.

In der *Norma frontalis* erscheint der Mittel- und Vorderkopf hoch, die Fontanellgegend erhaben, das Gesicht dagegen niedrig und schmal. *Orbitae* niedrig, fast viereckig, Index 76,9, also stark *chamaekonch.* *Fissura sphenomaxillaris* nach vorn ausgeweitet. Der äufsere Rand der Augenhöhle ist dicht unterhalb der *Sutura zygomatico-frontalis* etwas eingebogen, indem hier der *Processus frontalis* des Wangenbeins etwas nach hinten eingedrückt ist. Die Nase niedrig, oben, wo sie in den breiten Nasenfortsatz des Stirnbeins eingreift, schmal, der Rücken eingebogen und etwas gerundet, aber vortretend und daher *aquilin*, die Apertur unten breit, oben schmal, daher dreieckig; Index 57,7, also *platyrrhin.* *Fossae caninae* voll, *Foramina infraorbitalia* grofs und besonders das linke mit einer rundlichen Vertiefung auf der Fläche der *Fossa canina* in Verbindung. *Alveolarfortsatz* kurz, in der Mitte 13 mm lang, schräg vortretend. *Alveolen* weit. Gaumen grofs, namentlich lang: Index 75,4, also *leptostaphylin.* Die *Sutura transversa palati* liegt weit nach vorn, 17 mm vor der *Spina nasalis posterior*, welche kurz und abgerundet ist. Die Zahncurve vorn weit, an den Seiten fast gerade, nur nach hinten leicht convergirend. Der Gaumen daher lang, von prognather Beschaffenheit und etwas an *pithecoide* Formen sich anschliessend. Die Wangenbeine haben jederseits eine, von der *Sutura zygomatico-temporalis* hervorspringende „hintere Ritze“, rechts 6, links 5 mm lang und 3 *Foramina zygomatica*. Die *Tuberositas malaris* hat eine mälsige Gröfse und gehört wesentlich dem Oberkiefer an; die *Tuberositas marginalis temporalis*, besonders die linke, sehr kräftig, und der Knochen unterhalb derselben stark eingebogen.

Schädel No. 2.

Ein seniler, ganz zahnloser, wahrscheinlich männlicher Schädel ohne Unterkiefer von sehr mälsiger Capacität (1200 Cub.-Cm.), aber stark *dolicho-orthocephal* (Längenbreitenindex 70,2, Längenhöhenindex 73,2).

Er zeigt überall grofse Neigung zu Synostosen: die *Sagittalis* ist ganz verstrichen, ohne Spur, vorn an der Fontanellgegend ein breiter Vorsprung gegen das Stirnbein als Zeichen der frühen Obliteration. Die *Emissarien* sind vorhanden, aber sehr genähert (Distanz 10 mm); das rechte erheblich vergrößert. Die *Coronaria* in ihren

unteren Theilen rechts in größerer Ausdehnung oblitterirt, links ganz einfach und im Verstreichen. Rechts ist auch der hintere Abschnitt der Sphenofrontalis verwachsen; die Sphenoparietalis beiderseits undeutlich. Die Lambdoides zeigt an ihrer Spitze Spuren von Verwachsung.

In der Norma verticalis ist der Schädel sehr lang und schmal, vorn stark gewölbt, hinten verschmälert, mit stark vorspringendem Lambda-Winkel, übrigens phaenozyg. Die Tubera sehr breit vortretend, daher etwas klinocephale Form. Rechts am Parietale dicht hinter der Coronaria ein Paar flache Exostosen.

In der Norma temporalis sieht der Schädel mehr lang als hoch aus. Die Mitte der Scheitelcurve ist flach, ihr frontaler Abschnitt stark gewölbt, der hintere bis zum Lambda-Winkel schräg abfallend, dann jedoch an der Oberschuppe stark gewölbt. Höhe, bis zu den Scheitelhöckern und der Lambdanaht ansteigende Plana. Squama temporalis platt. Alae gegen die Mitte vertieft, besonders die rechte, welche sich nach unten sehr verschmälert. An ihrer Spitze nach hinten ein unregelmäßig trapezoides Epiptericum, 11 lang, 8 hoch, mit zackigen Rändern, welche nach vorn etwas undeutlich sind. Der Angulus parietalis sehr kurz und, soweit man bei der Synostose der unteren Coronaria und des anstossenden Theils der Sphenofrontalis beurtheilen kann, bis auf eine Strecke von 4 mm von der Berührung mit der Ala ausgeschlossen.

	rechts:	links:
Gerade Breite der Ala sphen. oben	21 mm,	24 mm,
„ „ „ „ „ unten	12 „	15 „

Die Norma occipitalis zeigt sehr hohe, gerade Seitentheile mit einfacher, flacher Wölbung des Daches und gerader Basis. Lambdoides zackig. Oberschuppe stark ausgewölbt, aber kurz, unten seitlich etwas abgeflacht. Deutliche Linea semicircularis suprema. Am oberen Ende der Crista perpendicularis eine stark höckerige Protuberanz. Sehr tiefer Absatz unterhalb der Lineae semic. superiores. Große Cerebellar-Wölbungen mit einer Vertiefung zwischen ihnen. Gut entwickelte Emissaria mastoidea.

Die Basis cranii lang und nach hinten ausgeschoben. Processus mastoides klein, mit tiefer Incisur. Foramen magnum klein, 31 mm lang, 28 breit; Index 90,3. Stark vorspringende Gelenkhöcker. Sehr lange und starke Griffelfortsätze. Auf der Mitte der Apophysis basilaris ein schief nach hinten eindringendes großes Emissarium basilare, welchem ein tiefer, unregelmäßig ausgebuchteter Sulcus auf der Fläche des Clivus Blumenbachii entspricht, der nach oben und links mit dem Sinus cavernosus zusammengehangen zu haben scheint. Tiefe und weite Gelenkgruben für den Unterkiefer. Sehr große Laminae externae an den Flügelfortsätzen, besonders links. Links ein extrem großes Foramen ovale.

In der Vorderansicht erscheint das Mittelhaupt hoch und breit, das Gesicht zart, niedrig und breit. Die Orbitae mehr oval und höher, sowohl nach innen und oben, als nach außen und unten etwas ausgeweitet, trotzdem leicht viereckig; Index 82,9, also mesokonch. Auffallend weite Fissura sphenomaxillaris. Nase sowohl oben als unten schmal, Rücken stark vorspringend, in der Mitte eingebogen, leicht aquilin, Index 46, also leptorrhin. Die Sutura nasofrontalis springt convex nach oben in den Nasenfortsatz des Stirnbeins ein. Spina anterior inferior sehr kräftig und weit vortretend, Crista und Septum sehr dick. Am Wangenbein jederseits eine kurze Andeutung einer hinteren

Ritze, welche jedoch sehr hoch liegt; jederseits 3 kleine Foramina zygomatica. Fossae caninae wenig vertieft, dagegen verläuft von dem colossal weiten Foramen infraorbitale jederseits, am stärksten ausgebildet links, eine ganz tiefe Rinne bis an den Alveolarfortsatz. Der Zahnrand ganz zahnlos, aber noch einzelne offene Alveolen, besonders links in der Gegend der Prämolaren und vordern Molaren; die meisten Alveolen, namentlich die der Incisiven, sind ganz verstrichen und der Fortsatz geschwunden, so daß die Form des sehr verkleinerten Gaumens unsicher ist. Auffällig ist auch hier die weit nach vorn vorgeschobene Lage der Quernaht, 14 mm von dem hinteren Rande entfernt. Die Spina nasalis posterior fehlt ganz, statt dessen ein niedriger, doppelter Vorsprung, links stärker als rechts.

Schädel No. 3.

Ein vielleicht weiblicher Kinderschädel mit noch nicht gewechselten Milchzähnen. Die äusseren oberen Schneidezähne liegen noch in ihren Höhlen eingeschlossen. Die Sutura incisiva am Gaumen sehr deutlich. Die Prämolares und Molares I entwickelt und sehr groß. Die Prämolares I mit 3 Wurzeln (2 äusseren und 1 inneren), der rechte überdies mit einer Schmelzexostose. Die Alveolen der Molares II sind offen, sehr weit und leer, aber die Zähne waren wohl noch nicht völlig ausgebrochen. Die Oeffnungen der Alveolen der Weisheitszähne liegen noch ganz weit nach oben und rückwärts. Die Synchronosis sphenoccipitalis klafft sehr breit. Rechts an der Squama occipitalis eine Sutura mendosa in der Richtung der Sutura transversa von 24 mm Länge; rechts nur eine schwache Andeutung davon.

Trotz seiner Jugend ist der Schädel größer, als die beiden vorhergehenden: seine Capacität beträgt 1250 Cub.-Cm. Dafür ist er mesohypsicephal (Längenbreitenindex 76,7, Längenhöhenindex 77,3), also in seiner Form gänzlich abweichend.

In der Oberansicht erscheint er hinten ganz kurz abgeschnitten und etwas schief, in der Gegend der Scheitelhöcker breit ausgewölbt, nach vorn verjüngt, aber doch mehr breit. Er ist kaum phaenozyg. Die Nähte sind offen, aber die unteren Theile der Kranznaht und der hintere Abschnitt der Sagittalis sehr einfach. Das linke Emissarium parietale bis auf einen kaum sichtbaren Punkt verschwunden, das rechte deutlich, aber der Naht sehr nahe gerückt. Lambdoides grobsackig, mit Schaltknochen gegen die Spitze und in der Nähe der Seitenfontanelle. Tubera parietalia und frontalia breit vortretend.

In der Seitenansicht hat der Schädel ganz weibliche Form: die niedrige Stirn geht mit schneller Wendung in die lange und flache Scheitelcurve über, von welcher hinten ein sehr hoher Abfall mit flacher Wölbung der Oberschuppe stattfindet. Dabei erscheint der Schädel hoch. In der rechten Schläfengegend ein sehr großes Epiptericum, 25 mm lang, 10 hoch, schief viereckig. Dasselbe unterbricht die Verbindung der Ala mit dem Angulus parietalis, auf dessen Kosten es sich hauptsächlich entwickelt hat, vollständig. Die Ala ist vertieft und zeigt in ihrem mittleren Theil Stenokrotaphie. Dafür ist die Pars temporalis des Stirnbeins bombenförmig vorgewölbt. Links sind die Verhältnisse fast normal, jedoch besteht auch hier die Wölbung der Orbitalportion des Stirnbeins, und die Ala greift weiter in die letztere ein.

	rechts:	links:
Breite der Ala oben	13	20,
„ „ „ Mitte	10	12.

In der Hinteransicht ist der Schädel sehr hoch und breit, die Seitentheile gerade, nach unten leicht convergirend, das Dach flach rundlich. Das Hinterhaupt hoch, die Oberschuppe fast kuglig vorgewölbt. Keine Protuberanz, Lineae semicirculares schwer sichtbar. Cerebellar-Wölbungen sehr ausgebildet, über der Sutura mendosa ein tiefer Quer-Eindruck (Einschnürung?), der die kuglige Oberschuppe gleichsam abschließt und an der Lambdanaht am tiefsten ist.

Die Unteransicht erzeugt den Eindruck der Breite hauptsächlich in der Mastoideal-Gegend, während das seitlich eingedrückte und sehr verjüngte Hinterhaupt eher lang erscheint. Die Warzenfortsätze klein, mit tiefer Incisur. Das Foramen magnum sehr groß, namentlich lang, und nach hinten in der Mitte des Randes mit einer secundären Ausbuchtung (Andeutung einer Spina bifida occipitalis?). Jederseits vor derselben eine verdickte und mit einer glatten Artikulationsfläche, offenbar zur Aufnahme des Atlas-ringes, versehene Stelle. Länge des Foramen (mit der Ausbuchtung) 36, Breite 25 mm.

In der Vorderansicht erblickt man eine niedrige und breite Stirn mit deutlichen Tubera und starkem Nasenfortsatz. Am unteren Theil des letzteren ein kurzer Rest der Stirnnaht. Die Orbitae hoch und groß, in der Richtung nach unten und ausßen diagonal erweitert; Index 83,3, also mesokonch. Die Nasenwurzel breit und etwas abgeflacht, der Rücken flachgewölbt und kurz, nach unten vorgebogen, die Sutura nasofrontalis flach und nur wenig über das Niveau der Sutura maxillo-frontalis vorspringend. Die Apertur hoch und dreieckig, mit gerundeten Winkeln; Nasenindex 55,5, also platyrrhin. Alveolarfortsatz gar nicht prognath, aber die Zähne etwas schief vorwärts gerichtet. Gaumen kurz und breit, leicht hufeisenförmig, mit großer (17 mm von vorn nach hinten langer) Palatinalplatte; Index 86,8, also brachystaphylin. Die Zahncurve kurz und weit, nach hinten divergirend.

Aus dieser Beschreibung leuchtet von selbst ein, daß der letzte der drei Schädel in Hauptsachen von den beiden anderen abweicht, und es ist leicht zu ersehen, daß diese Abweichung noch sehr viel größer geworden sein würde, wenn das Kind am Leben geblieben und sich weiter entwickelt hätte. Es wird sich später herausstellen, daß er in denselben Hauptsachen den Schädeln der Tamilen sich annähert, wenngleich diese unter sich nicht ganz geringe Differenzen darbieten. Ich möchte nun nicht so weit gehen, ihn geradezu für einen Tamilen-Schädel zu erklären; es wäre ja sehr leicht möglich, daß er einem Bastarde angehörte, und der (schon S. 67 erwähnte) Umstand, daß der Schädel No. 316 aus der Sammlung des Hrn. B. Davis, welcher bestimmt als der eines Mischlings von Malabaren und Sinhalesen bezeichnet wird, in den Indices fast genau mit ihm stimmt (Längenbreitenindex 77, Längenhöhenindex 78), spricht stark zu Gunsten einer solchen Annahme. Zum Mindesten empfiehlt es sich daher, ihn zunächst von der Betrachtung auszuschließen.

Ich will dann aber sogleich hinzufügen, daß dieselben Gründe auch gegen die Zulassung des Schädels No. 980 von Hrn. Davis sprechen. Derselbe hat einen Längenbreitenindex von 76 und einen Höhenindex von 84, obwohl er einem senilen Individuum mit totalem Schwund der Alveolarfortsätze angehörte. Scheidet man ihn sowohl, als meinen Schädel No. 3 aus, so bleibt ein verhältnißmäßig homogenes Material, welches eine hohe Wahrscheinlichkeit bietet, daß es den typischen Verhältnissen entspricht. Zur Unterstützung dieser Ansicht dient der Umstand, daß die Abbildungen, welche Davy, selbst die, welche Sandifort gegeben hat, nicht nur mit der von mir auf Taf. II. gelieferten, sondern auch mit den sonstigen Beschreibungen und Messungen in den Hauptstücken übereinstimmen. Trotzdem ist leider das vorhandene Material keineswegs genügend, um alle Fragen zu entscheiden. Der Mangel der Unterkiefer bei allen meinen Schädeln ist ein höchst empfindlicher Verlust, und der senile Zustand, sowie die ausgedehnte Synostose des einen der zwei scheinbar reinen Schädel (No. 2) macht selbst seine Benutzung in Bezug auf alle Punkte, in denen er abweicht, zweifelhaft. Auch der dritte, noch übrige Schädel (No. 1) ist nicht frei von großen, offenbar individuellen Abweichungen, denn er zeigt nicht bloß trotz der Jugend seines Trägers gleichfalls schon sehr zahlreiche Naht-Verwachsungen, sondern namentlich jederseits einen großen Processus frontalis squamae temporalis.

Diese Erörterung ist in hohem Maasse lehrreich, um zu zeigen, wie unsicher es ist, auf Grund einzelner oder weniger Schädel Rassenbestimmungen zu machen, und wie nothwendig es ist, namentlich für so verwickelte ethnologische Verhältnisse, wie die von Ceylon, ein größeres, historisch oder anamnestisch gut bestimmtes Material zur Stelle zu haben. Auch im vorliegenden Falle halte ich mich nur deshalb berechtigt, auf die Benutzung der mir zugegangenen Schädel nicht zu verzichten, weil in der Vergleichung der aus anderen Sammlungen heranzuziehenden Schädelbestimmungen genügende Mittel der Controle gegeben sind. Wir können, abgesehen von dem nicht gemessenen, sondern nur abgebildeten Schädel aus dem Werke von Davy, sowie von den ohne Einzelangaben von Hrn. Welcker aufgeführten 5 Schädeln und von dem nach ganz abweichenden Maafsmethoden beschriebenen Schädel des Hrn. Sandifort, 12 Sinhalesen-Schädel in Betracht ziehen, nemlich einen aus dem Museum

Vrolik, 9 aus der Sammlung des Hrn. Davis und 2 in meinem Besitz befindliche. Diese würden schon eine recht breite Unterlage für das Urtheil abgeben, wenn in den Angaben des Hrn. Davis nicht wichtige Zahlen ganz fehlten, wie namentlich die für die Maafse der Augenhöhlen, der Nase und des Gaumens. Meine Arbeit kann daher in mehreren Beziehungen nur als eine vorbereitende gelten.

Bei der Betrachtung der Einzelverhältnisse ergibt sich zunächst, daß der sinhalesische Schädel im Mittel erheblich größer ist, als der Wedda-Schädel. Wenn man (unter Ausschluss der 2 zweifelhaften) 9 Schädel von Hrn. Davis und 2 von mir zusammennimmt, so berechnet sich aus diesen 11 Schädeln

ein Mittel von 1406 Cub.-Cm.,

also ein um 145 Cub.-Cm. über das Weddamittel hinausgehendes Maafs. Freilich sind auch hier die Schwankungen sehr groß: die beiden Extreme von 1110 und 1694 Cub.-Cm. liefern eine Differenz von 584, fast so groß, wie wir sie bei den Weddas antrafen. Indefs zeigt eine Zusammenstellung alsbald, daß die größere Frequenz bei den Sinhalesen auf viel höhere Zahlen fällt:

	Weddas:	Sinhalesen:
901—1000 Cub.-Cm.	1	—
1001—1100	1	—
1101—1200	3	3
1201—1300	10	1
1301—1400	2	2
1401—1500	2	2
über 1600	3	3
	15	4
	5	7

Entsprechend der größeren Capacität sind auch die Umfangsmaafse bei den Sinhalesen ungleich weiter.

Zunächst für den Horizontalumfang habe ich in ähnlicher Weise, wie für die Weddas, die Zahlen des Hrn. B. Davis in Metermaafs übertragen. Indem ich auch hier den Schädel No. 980 auslasse, erhalte ich im Mittel für

4 männliche Schädel	532 mm,
5 weibliche	494 "
9 Sinhalesen-Schädel	511 mm.

Gegenüber den Wedda-Schädeln des Hrn. Davis beträgt die Differenz zu Gunsten der Sinhalesen 26, 11 und 23 mm. Meine beiden Schädel, deren geringere Capacität aus den vorher mitgetheilten Zahlen erhellt, ergeben auch nur 482 und 493 mm Horizontalumfang, also bei dem einen etwas weniger, bei dem andern etwas mehr, als das Mittel der von mir gemessenen Colombo-Schädel.

Dagegen ist der Vertikalumfang (398 und 293 mm) bei meinen Sinhalesen gröfser, als das Mittel der Colombo-Schädel (289 mm). Indefs hat der eine der letzteren, No. 5, ein höheres Maafs (300 mm). Im Mittel beträgt der Vertikalumfang meiner beiden Sinhalesenschädel 192 mm weniger als der Horizontalumfang, von welchem er 60,5 pCt., also etwas mehr als bei den Weddas, ausmacht.

Den sagittalen Längsumfang habe ich für die Schädel des Hrn. Davis gleichfalls berechnet. Ich erhalte im Mittel für

4 männliche Schädel 393 mm,

5 weibliche „ 370 „

9 Sinhalesen-Schädel 380 mm,

während meine eigenen Messungen 354 und 365 mm ergeben. Die entsprechenden Mittel bei den Wedda-Schädeln betrugen 366 (Davis) und 355 (Virchow) mm. Was die einzelnen Abschnitte des Sagittalbogens anlangt, so finde ich folgende Mittel aus den Zahlen des Hrn. Davis:

	Frontaler	Parietaler	Occipitaler
	Abschnitt:		
4 männliche Schädel	136 mm,	136 mm,	120 mm,
5 weibliche „	128 „	131 „	110 „
9 Sinhalesenschädel	132 mm,	133 mm,	115 mm,

oder, nach Procenten des ganzen Sagittalbogens:

4 männliche Schädel	34,6	34,6	30,5,
5 weibliche „	34,5	35,2	29,7,
9 Sinhalesenschädel	34,7	35,0	30,2.

Hier tritt gegenüber den Weddas in sehr charakteristischer Weise die gröfsere Betheiligung des Stirnbeins und der Scheitelbeine, namentlich die des ersteren, dagegen die geringere Betheiligung der Hinterhauptschuppe hervor.

Bei meinen beiden Schädeln stellen sich die Verhältnisse am günstigsten für das Mittelhaupt, also mehr nach dem weiblichen Typus der Schädel des Hrn. Davis:

No. 1	33,6	35,3	31,0,
„ 2	33,9	35,6	30,4.

Das procentische Verhältniß des sagittalen Längsumfanges zu dem Horizontalumfange beträgt für die Schädel des Hrn. Davis 74,3, für die meinigen 73,7, demnach nahezu dieselben Zahlen, wie bei den Weddas.

In Bezug auf die Kopfform habe ich schon früher (S. 67) die Einzelangaben für die Schädel des Hrn. Davis mitgetheilt. Das Verhältniß für den gemittelten Längenbreitenindex ist danach folgendes:

Dusseau:	1 Schädel	72,2,
Davis:	9 „	72,0,
Virchow:	2 „	70,7,

im Ganzen aus 12 Schädeln 71,8.

Auch dieses ausgezeichnet dolichocephale Maafs stimmt fast genau mit dem Wedda-Mittel (71,6) überein. Selbst wenn man die 5 von Hrn. Welcker gemessenen Schädel heranzieht, und dafür den von Hrn. Dusseau erwähnten Schädel ausläßt, berechnet sich das Mittel für 16 Schädel auf nur 72,2. Auf die Geschlechtsdifferenzen will ich keinen besonderen Werth legen, nachdem sich schon bei den Weddas widersprechende Zahlen ergeben hatten. Ich will nur constatiren, daß auch nach den Angaben des Hrn. Davis die sinhalesischen Weiberköpfe ein geringeres Verhältniß (71,2), als die Männer (73,0) zeigen. Dabei muß aber erwähnt werden, daß der schon früher hervorgehobene Schädel No. 982, den Hr. Davis aus nicht zu erkennenden Gründen der Mikrocephalie bezüchtigt, einen Index von nur 65 besitzt. Läßt man ihn aus der Rechnung, so erhält man für die 4 sinhalesischen Weiberschädel des Hrn. Davis einen gemittelten Index von 72,7.

Besonders bemerkenswerth ist, daß die sämtlichen, in Einzelheiten bekannten Sinhalesen-Schädel (den schon mehrfach besprochenen und aus den Rechnungen ausgeschiedenen Schädel No. 980 des Hrn. Davis ausgenommen) sich innerhalb der Grenzen der Dolichocephalie bewegen, während unter 20 Wedda-Schädeln, auch nach Ausscheidung der deformirten, sich 4 Mesocephalen befanden. Wäre man der Provenienz ganz

sicher, so müßte man daraus eigentlich auf eine besondere Gleichmässigkeit der Rasse bei den Sinhalesen schliessen.

Was die Verhältnisse der einzelnen Schädeltheile zu der Gesamtlänge anbetrifft, so habe ich darüber eine ähnliche Berechnung angestellt, wie früher (S. 54) bei den Weddas:

	No. 1:	No. 2:
Index <i>a</i>	29,7	29,8,
„ <i>b</i>	55,6	53,5.

Im Ganzen sind auch diese Maafse etwas gröfser, als bei den Weddas, indefs doch keineswegs in constanter oder charakteristischer Weise.

Die absoluten Zahlen für die gröfste Länge und Breite des Schädels lauten für die Sinhalesen im Ganzen gröfser, als für die Weddas. Ich gebe hier zunächst eine Zusammenstellung sämmtlicher Längen-, Breiten- und Höhenmaafse für die sinhalesischen Schädel:

		Länge:	Breite:	Höhe:
Dusseau		180 mm	130 mm	135 mm.
Davis	315:	172,7 „	124,5 „	121,9 „
	979:	177,8 „	132,1 „	139,7 „
	981:	175,2 „	132,1 „	129,5 „
	982:	182,8 „	119,4 „	132,1 „
	983:	180,3 „	129,5 „	144,8 „
	984:	193,0 „	144,8 „	147,3 „
	1007:	195,6 „	142,2 „	134,6 „
	1008:	198,1 „	144,8 „	147,3 „
	1009:	182,8 „	132,1 „	139,7 „
Virchow	1:	178 „	127 „	129 „
	2:	181 „	127 „	132,5 „

Man ersieht daraus, dafs die gröfste Länge bei 3 (männlichen) Schädeln über 190 mm und nur bei 4 (meist weiblichen) Schädeln unter 180 mm beträgt. Von den 12 Schädeln haben 7 eine Länge von über 180 mm. Der sinhalesische Schädel übertrifft demnach den Wedda-Schädel an Länge. Ebenso verhält es sich mit der gröfsten Breite. Von den 12 Schädeln hat die Hälfte eine Breite von über 130 mm, 3 davon sind sogar über 140 breit; nur 5 sind unter 130.

Was die senkrechte Höhe angeht, so ist dieselbe bei den Sinhalesen, wie bei den Weddas, in der Regel gröfser, als die gröfste Breite. Nur bei 3 (2 weiblichen und 1 männlichen) Schädeln übertrifft die Breite die Höhe; dagegen ist bei 2 (weiblichen) Schädeln die Höhe sehr bedeutend gröfser, als die Breite, nemlich um je 12,7 und 15,3 mm. In 3 Fällen erreicht die Höhe ein Maafs über 140, nemlich einmal 144,8, zweimal 147,3 mm. Das ist bedeutend mehr als bei den Weddas.

Der Längenhöhenindex berechnet sich trotzdem für

	Männer:	Weiber:
Dusseau	(1) 75,0	—
B. Davis	(4) 74,0	(5) 74,8,
Virchow	(2) 72,8	—
im Ganzen auf	(7) 73,8	(5) 74,8.
Gesamtmittel	(12) 74,2.	

Dasselbe bleibt demnach um ein Geringes unter dem Mittel der Weddas (74,9) und innerhalb der Orthocephalie. Die von Hrn. Welcker angegebene Zahl von 77,2 geht erheblich über die eben berechnete hinaus; wenn man sie aber zur Berechnung des Mittels heranzieht und dafür die Angabe von Dusseau auslässt, so erhält man für 16 Schädel 75,1, also eine nur minimal über den Wedda-Index hinausgehende Zahl.

Der Auricularindex ist gleichfalls kleiner, als bei den Weddas: 63,5 und 58,5, — im letzteren Falle so gering, wie bei keinem der Weddas.

Das Gesamtergebniss in Bezug auf die Bildung der Schädelkapsel ist daher, dass eine grosse Uebereinstimmung in den Verhältnissen zwischen Weddas und Sinhalesen besteht, dass dagegen in der Höhe der absoluten Zahlen in der Regel die Sinhalesen die Weddas übertreffen. Diese Differenz würde im Mittel noch mehr zur Geltung kommen, wenn nicht gerade die beiden, von mir gemessenen Schädel eine grosse Mannichfaltigkeit von Störungen erlitten hätten, welche auf ihre Entwicklung hindernd eingewirkt haben. Ich verweise deshalb auf die Beschreibung; hier erwähne ich nur, dass es sich dabei um entschieden praemature Synostosen und um grosse Abweichungen in der Schläfengegend, nemlich in dem einen Falle um Stirnfortsätze der Schläfenschuppe und Stenokrotaphie, in dem andern um ein

großes Epiptericum handelt. Letzteres Verhältniß fand sich jedoch auch bei einem der Wedda-Schädel aus dem Museum von Colombo, und Stenokrotaphie, wie erwähnt (S. 49), zeigte auch ein Wedda-Schädel aus dem Londoner Museum. —

Bei Untersuchung der Gesichtsform folge ich ebenfalls der vorher bei den Weddas eingehaltenen Reihenfolge, und beginne mit den Augenhöhlen.

Der Orbitalindex zeigt leider bei den beiden, von mir gemessenen Schädeln eine große Differenz, welche schwer zu vermitteln ist, indem der erste 76,9, der andere 82,9 ergibt. Somit ist der eine chamae-, der andere mesokonch. Letzterer würde demnach mit den Wedda-Schädeln mehr übereinstimmen. Indefs muß ich das Urtheil darüber suspendiren, da außer mir kein anderer Beobachter Orbitalmaafse von Sinhalesen verzeichnet oder Angaben über Orbitalformen gemacht hat. Ob die mehr zum Viereckigen tendirende Form, welche ich notirt habe, Bedeutung hat oder nicht, muß durch fernere Beobachtungen entschieden werden.

Aehnlich ist es mit dem Nasenindex. Derselbe ist bei dem ersten meiner Sinhalesen = 57,7, also platyrrhin, bei dem andern = 46,0, also leptorrhin. Aehnliche Differenzen fanden sich freilich auch bei den Wedda-Schädeln, deren Mittel ein mesorrhines Maafs (52,2) ergab, indes hätte man gerade nach den Schilderungen der Beobachter, welche ich vorher angeführt habe, eine größere Beständigkeit der Nasenform erwarten sollen. Die knöcherne Nase der Sinhalesen-Schädel ist in der That schmal, vortretend und mit einem leicht aquilinen Rücken versehen, und ich habe den Eindruck, als ob die Form, wie sie bei dem Schädel No. 2 besteht, die eigentlich typische sei. Auch darf ich daran erinnern, daß ich schon früher¹⁾ meine Bedenken über eine Formel geäußert habe, welche durch zwei ganz verschiedene, unter einander nicht nothwendig verbundene Faktoren, nemlich die Höhe der Nase überhaupt und die Breite der Apertur, bestimmt wird. Indefs verlohnt

¹⁾ Virchow. Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen, mit besonderer Berücksichtigung der Friesen. Abhandlungen der Akademie. Berlin 1876. S. 143, 350.

es sich nicht, diese Erörterung hier, bei einem so kleinen Material, fortzusetzen.

Für die Bestimmung des Gesichtsindezes bieten nur 6 von den Schädeln des Hrn. Davis Material, und von diesen sind 5 weibliche. Daraus berechne ich folgende Zahlen:

Schädel:	Ganze Gesichtshöhe:	Jochbreite:	Index:
No. 315 ♀	109 mm	114 mm	95,6,
„ 979 ♀	91 „	117 „	77,7,
„ 981 ♀	104 „	117 „	88,8,
„ 982 ♀	102 „	125 „	81,6,
„ 983 ♀	117 „	127 „	92,1,
„ 1007 ♂	130 „	132 „	98,4.

Hier zeigt sich ein sehr erheblicher Gegensatz gegen die Weddas. Während sich bei diesen als höchstes Maafs für die Männer 88,2 ergab, treffen wir bei den Sinhalesen einen männlichen Schädel von 98,4 und zwei weiblichen von je 92,1 und 95,6; ein dritter weiblicher Schädel hat einen Index von 88,8. Es bleiben also nur zwei weibliche Schädel mit niedrigen Maafsen, einer mit 81,6 und einer, der eines Geisteskranken, mit 77,7. Während das Gesamtmittel bei den Weddas etwas über 83 betrug, finde ich für die Sinhalesen

89,0.

Erwägt man nun, dafs bei den Weibern in der Regel niedrigere Maafse vorkommen und dafs hier von 6 Schädeln 5 weibliche sind, unter denen sich noch dazu der ganz abnorm niedrige einer Geisteskranken befindet, so kann man als sehr wahrscheinlich annehmen, dafs der sinhalesische Gesichtsindez im Sinne der von Hrn. Kollmann vorgeschlagenen, freilich etwas anders berechneten Eintheilung leptoprosop ist. Die Kleinheit der Jugaldistanz spricht entschieden zu Gunsten einer solchen Annahme.

Da meinen beiden Schädeln die Unterkiefer fehlen, so kann ich keine entsprechende Berechnung anstellen. Ueberdies ist der eine von ihnen durch Altersveränderungen am Kieferrand so stark verändert, dafs nicht einmal der Mittelgesichts-Index brauchbar ist. Ich kann daher nur einen Wedda-Schädel (No. 1) und einen sinhalesischen in Parallele stellen. Nachstehend unter a gebe ich einen Index, der berechnet ist aus dem

Verhältniß der Höhe des Mittelgesichts (Nasenwurzel bis Alveolarrand) zu der Jochbreite, letztere = 100 gesetzt, und einen zweiten b, berechnet aus derselben Höhe und der Malarbreite (unteres Ende der Suturae zygomatico-maxillares), letztere = 100 gesetzt:

	a:	b:
Wedda	50,0	70,1,
Sinhalese	52,6	60,5.

Daraus ergibt sich gleichfalls eine geringere Breite des ganzen Gesichts bei den Sinhalesen, dagegen eine grössere des Vordergesichts.

Der Alveolarindex des Sinhalesen No. 1 zeigt eine verhältnißmäßig hohe Zahl, nemlich 99, indess ist der Gesichtswinkel (Ohrloch, Nasenstachel, Nasenwurzel) nur 75°, während er bei dem Wedda 82° beträgt.

Was den Gaumen anlangt, so habe ich es leider versäumt, bei dem Wedda-Schädel die Maasse zu nehmen. Ich habe jedoch notirt, daß er breit und der Zahnkurve nach hufeisenförmig war. Dem gegenüber scheint der sinhalesische Gaumen erheblich verschieden. Nach den Zahlen des Hrn. Dusseau berechnet sich ein Gaumenindex von 73,7, nach den meinigen für den Schädel No. 1 ein solcher von 75,4. Das ergäbe also ein leptostaphylinisches Maass. Vergleicht man die beiden Schädel auf Taf. I. und II. unter Fig. 5, so wird die Differenz anschaulich. Ob sie jedoch als eine allgemeine anzusehen ist, vermag ich nicht zu sagen. —

Im Ganzen bestätigt daher die osteologische Untersuchung des sinhalesischen Gesichts, was schon aus den physiognomischen Bemerkungen der einzelnen Berichtersteller hervortrat: das Gesichtsskelet der Sinhalesen ist von dem der Weddas weit mehr verschieden, als die Schädelkapsel der ersteren von der der letzteren. Es zeichnet sich im Ganzen durch grössere Schmalheit aus. Dasselbe gilt von dem Gaumen und wahrscheinlich von der Nase. Dagegen ist die Orbita, wenigstens die meiner Sinhalesen-Schädel keineswegs hoch. Am grössten ist die Unsicherheit in Bezug auf die Kieferbildung. Der von mir abgebildete Sinhalesen-Schädel (Taf. II.) ist ausgemacht prognath, mehr als der Wedda-Schädel (Taf. I.), aber auch mehr, als der Sinhalesen-Schädel bei Davy. Dagegen hat sowohl der Wedda-Schädel bei de Quatrefages und Hamy, als auch der Sinhalesen-Schädel bei Sandifort einen stark vortretenden Alveolarfortsatz.

Bevor ich diese Vergleichung weiter fortsetze, wird es zweckmässig sein, die anderen in Betracht kommenden Volksstämme zu besprechen.

2) Die Tamilen oder Malabaren.

Wie schon auseinandergesetzt, versteht man unter diesem Namen dravidische Einwanderer, welche von sehr verschiedenen Punkten der vorderindischen Halbinsel in historischer Zeit, meist mit Waffengewalt eindringen und im Laufe von mehr als zwei Jahrtausenden sich allmählich so verdichteten, daß sie den nördlichen und einen grossen Abschnitt des östlichen Theils der Insel, namentlich an der Küste, fast ausschliesslich bevölkerten. Als die Portugiesen, die ersten Pioniere der europäischen Civilisation, auf der Insel festen Fufs faßten, war die Herrschaft der Malabaren im alten Rajaratta oder Pihiti eine fest begründete. Noch Valentijn¹⁾ bestimmte ihre Sitze zu seiner Zeit bis an den Fluß Corunda Waye, der, wie es scheint, identisch ist mit dem Koorinda oder Kirinde Oya (Zimmtfluß) von Sir Tennent²⁾, einem kleineren Flusse, der gegen Südosten bei Mahagan in das Meer mündet. Auch Davy³⁾ bezeichnet die nördlichen und östlichen Küstenprovinzen als den Hauptsitz der Malabaren. Pridham⁴⁾ läßt sie von Batticaloa bis Jaffna im Norden und von da bis Putlam im Süden wohnen. Indefs ist dies nicht so zu verstehen, daß sie noch jetzt in völliger räumlicher Trennung von den Sinhalesen leben. Im Gegentheil finden sie sich in nicht geringer Zahl, namentlich in den Städten, mit den andern Rassen gemischt, wie die Beschreibung Sir Tennent's⁵⁾ von Colombo sehr anschaulich lehrt; in dieser Stadt bilden sie einen grossen Bruchtheil der arbeitenden Bevölkerung. Von besonderem Interesse ist es, daß sie im Osten nahe Nachbarn der Weddas sind.

In der That nannte Wolf⁶⁾, der gar keine Aehnlichkeit zwischen Malabaren und Sinhalesen fand, die Weddas „eine andere Art Malabaren.“

¹⁾ Valentijn l. c. Bl. 49.

²⁾ Tennent l. c. I. p. 41 II. p. 417.

³⁾ Davy l. c. p. 108.

⁴⁾ Pridham l. c. p. 463.

⁵⁾ Tennent l. c. II. p. 156.

⁶⁾ Wolf a. a. O. II. S. 156, 167.

Er beschrieb die Malabaren selbst als schwarz, langhaarig und ohne Waden. Sonst finde ich sehr wenige Angaben über ihre physische Eigenthümlichkeit. Die meisten Autoren beschränken sich darauf, ihnen einen kräftigeren (stouter) Körperbau und gröfsere Activität, als den Sinhalesen, zuzuschreiben¹⁾. Hr. Pridham läfst sie das Haar entweder lose zusammenfassen oder in einen kondee auf dem Scheitel oder über dem einen Ohr befestigen; zuweilen werde auch der ganze Kopf bis auf eine Locke auf dem Scheitel (at the crown) geschoren. Die Kinder der Tamilen beschreibt Sir Tennent²⁾ als ganz nackt, mit glänzendem und dünnem (glossy and thin) schwarzem Haar und anmuthigen Gliedern.

Zu den Tamilen gehören, wie schon angeführt, die Mookwas oder, wie sie sich selbst nennen, die Mukuger. Mag man ihnen auch einen besonderen Ursprung zuschreiben, wie Pridham³⁾, der sie von den Nairs und Mookwas der Malabar-Küste ableitet, so stimmen doch alle Beobachter darin überein, dafs sie ihrer physischen Erscheinung nach den Tamilen ganz nahe stehen oder eigentlich Tamilen sind. Der Umstand, dafs die Mookwas Christen, zum Theil auch Mahomedaner, viele der Tamilen dagegen der brahminischen Lehre zugethan sind, hat wohl am meisten dazu beigetragen, die ersteren zu einem besonderen Gegenstande der Aufmerksamkeit zu machen.

Bis dahin war nur ein einziger Schädel eines Tamilen oder Malabaren in Europa bekannt. Derselbe befand sich in der Sammlung des Hrn. Barnard Davis⁴⁾. Ausserdem war in derselben Sammlung, wie schon erwähnt, der Schädel eines Mischlings von Malabaren und Sinhalesen (N. 316). Durch die Sendung des Hrn. Consul Freudenberg habe ich 3 Tamilen-Schädel, leider sämmtlich ohne Unterkiefer, erhalten, und mit den als Sinhalesen bezeichneten Schädeln ist der eines Kindes angekommen, den ich schon beschrieben habe und von dem ich vermuthe, dafs er der Dravida-Gruppe angehört. Im engeren Sinne kann demnach nur von 4, im weiteren vielleicht von 6 Exemplaren die Rede sein. Die ersteren 4 sind als männliche anerkannt, die beiden letzteren dagegen

¹⁾ Selkirk l. c. p. 68. Pridham l. c. I. p. 465.

²⁾ Tennent l. c. II. p. 514.

³⁾ Pridham l. c. I. p. 466.

⁴⁾ Barnard Davis. Thes. cran. p. 134.

haben so wenig ausgeprägte Geschlechtscharaktere, daß ihre Bestimmung zweifelhaft ist.

Ich gebe auch hier zunächst eine Detail-Beschreibung der in meinem Besitz befindlichen Schädel:

Schädel No. 1.

Ein noch jugendlicher, scheinbar männlicher Schädel ohne Unterkiefer, bei dem sämtliche Zähne ausgetreten, aber, soweit sie vorhanden (die Schneidezähne, der rechte Eckzahn und 3 Prämolaren fehlen), sehr wenig abgeschliffen sind; die Synchronosis sphenoccipitalis geschlossen. Capacität gering (1155 Cub.-Cm.); Längenbreitenindex (72,0) ausgemacht dolichocephal, Längenhöhenindex (79,4) ebenso ausgesprochen hypsicephal.

In der Oberansicht erscheint der Schädel etwas schief, namentlich der linke Scheitelbeinhöcker niedriger und flacher, dagegen die linke Hälfte der Hinterhauptsschuppe höher und voller, die rechte seitlich abgeplattet, der Lambdawinkel ganz unregelmäßig, indem der rechte Schenkel zunächst in der Fortsetzung der Pfeilnaht steil abfällt, der linke dagegen fast horizontal ansetzt. Letzterer enthält überdies im unteren Theil, nahe der Seitenfontanelle, lange Schaltknochen. Die Form des Schädels ist überwiegend lang, hauptsächlich durch das überwiegend schmale, weit vortretende Hinterhaupt. Vorn ist der Schädel bis zu den Tubera parietalia eher breit, am breitesten in der Gegend der letzteren. Nähte vollständig. Keine Spur von Emissaria parietalia; in dieser Gegend ist die Pfeilnaht mehr einfach. Stark ausgeprägte Phaenozylie.

In der Seitenansicht überwiegt der Eindruck der Höhe, und, dadurch bedingt, auch der der Kürze. Die Stirn ziemlich gerade, Orbitalwülste kaum entwickelt. Die Hinterstirn oberhalb der Tubera stark gewölbt und bis kurz vor der Coronaria ansteigend. Der Abfall der Scheitelcurve gegen das Hinterhaupt ist schnell. Höhe, die Tubera kreuzende Plana temporalia. Squama temp. platt. Große Alae mit ganz kurzen Anguli parietales; erstere rechts 35, links 34 Cm. breit.

Die Norma occipitalis zeigt einen hohen, fünfeckigen, oben mehr abgeflachten, unten platten Contour mit sehr hohen und senkrechten, nur unten etwas divergirenden Seiten. Höhe, nach oben, wie erwähnt, sehr unregelmäßige Squama occipitalis mit etwas comprimierten Seitentheilen; keine Protuberanz, Lineae semicirculares deutlich, scharfe Crista perpendicularis, schwache Cerebellar-Wölbungen, kurze Facies muscularis.

In der Norma basilaris erscheint der Schädel breit, namentlich in der Jugal- und Mastoidealgegend, dagegen das Hinterhaupt eher schmal und vorspringend. Foramen magnum lang oval, etwas schief, 34 mm lang, 26 breit, Index 76,4. Gelenkhöcker nach vorn stark vortretend. Warzenfortsätze dick, aber nicht hoch, beiderseits mit starken secundären Anschwellungen am hinteren Umfange, besonders stark auf der linken Seite. Griffelfortsätze kräftig. Kiefergelenkgruben sehr tief. Hamulus pterygoideus und Spitze der Lamina externa sehr groß.

Die Vorderansicht läßt den Kopf hoch erscheinen. Stirn voll, Nasenfortsatz sehr breit. Orbitae hoch, mit diagonalen Ausweitung nach unten und außen, Index 84,4, also

mesokonch. Fissura orbitalis inferior sehr weit und am Ende buchtig. Nase oben und unten schmal, Rücken vortretend, mehr gerundet, Index 48,8, also mesorrhin. Fossa canina wenig vertieft. Am Wangenbein jederseits eine hintere obere Ritze und eine starke Tuberositas marginalis. Alveolarfortsatz stark prognath, aber nur 18 mm lang, mit sehr grossen Alveolen. Gaumen tief, hinten breit, mit schwach hufeisenförmiger Zahncurve, Index 90,0, also brachystaphylin. Horizontalplatte des Os palatinum in der Mitte weiter nach vorn vorspringend; kurze Spina nasalis posterior.

Schädel No. 2.

Ein seniler, männlicher Schädel ohne Unterkiefer, von geringer, aber doch neben den übrigen relativ grösserer Capacität (1260 Cub.-Cm.), noch dolichocephal (74,8) und von mässiger Höhe (Längenhöhenindex 73,7). Sehr starke Muskelansätze: Protuberantia occipitalis gross, fast hakenförmig, Stirnnasenwulst breit, stark vortretend und mit zackigen Spuren der untersten Abschnitte der Stirnnaht. Das rechte Wangenbein mit dem anstossenden Theil des Oberkiefers und Jochbogens fehlt. Die rechte Schädelseite oberflächlich durch Verwitterung erodirt.

In der Norma verticalis erscheint der Schädel ziemlich gleichmässig breitoval, mit stärkster Verbreiterung in der Gegend der Tubera parietalia, und leicht phaenozyg. Der vorletzte Abschnitt der Pfeilnaht etwas einfach, das linke Emissarium fehlt, das rechte liegt ganz nahe an der Naht. Die seitlichen unteren Abschnitte der Coronaria und Sphenofrontalis oblitterirt; beginnende Synostose der Sphenofrontalis.

In der Norma temporalis sieht man sehr hohe Plana, welche bis über die Tubera und bis an die Lambdoides reichen, links in dem hinteren Theil mit einer dicken sklerotischen Fläche, deren Rand sich über die Lambdoides herüberlegt, endigend. Ala breit, rechts undeutlich, links 26 mm breit.

In der Norma occipitalis ist der scheinbare Durchschnitt nahezu fünfeckig, breit, mässig hoch, mit mehr flachem Dach. Die Squama gross, namentlich breit, der Lambda-Winkel etwa 160°. Die Protuberantia sehr kräftig, ebenso die Linea semicircularis superior; an der Stelle der L. suprema dagegen ein flacher Wulst. Facies muscularis stark gezeichnet, Cerebellar-Wölbungen nur schwach entwickelt, die mittleren Theile stark vertieft, links neben der Crista perpendicularis zwei Emissarien.

In der Norma basilaris ist die Breite der mittleren und hinteren Region sehr sichtlich. Foramen magnum sehr gross, lang, etwas schief, 38 mm lang, 28 breit, Index 73,6. Gelenkhöcker weit vortretend; hinter denselben jederseits eine verdickte Stelle des Randes, namentlich links, welche einer Artikularfläche des Atlasbogens zu entsprechen scheint. Warzenfortsätze kräftig und lang, sehr tiefe Incisur. Sehr grosse Griffelfortsätze. Colossal entwickelte Lamina externa pterygoidea, grösser, aber dünner Hamulus, rechts ganz grosses Foramen Civinini. Tiefe Cavitates glenoides.

In der Norma frontalis sieht der Kopf mässig hoch, das Gesicht jedoch niedrig aus. Grosse Stirnhöhlen; Nasenwulst vortretend, mit breiten zackigen Resten der Stirnnaht. Orbitae hoch und weit, hauptsächlich diagonal nach unten und aussen ausgebuchtet; Index 83,3 mesokonch. Wangenbein zart. Nase oben ganz schmal, mit scharfem, nur wenig eingebogenem Rücken; Index 51,1, an der Grenze der Mesorrhinie. Sutura

nasofrontalis stärker nach oben gebogen und in den nur mäßig breiten Nasenfortsatz des Stirnbeins eingreifend. Fossa canina voll, Foramen infraorbitale klein und flach. Alveolarfortsatz stark prognath: die Seitentheile obliterirt und geschwunden, nur die Mitte des Vordertheils noch erhalten und vorspringend. Gaumen atrophisch.

Schädel No. 3. (Hierzu Taf. III.)

Ein männlicher, noch jugendlicher Schädel ohne Unterkiefer. Alle Zähne waren ausgebildet, aber leider sind die Schneide-, Eck- und Prämolark Zähne sämtlich nachträglich ausgefallen. Die I Molaren sehr groß und die Spitzen stark abgenutzt; nur die Weisheitszähne noch ganz ohne Abnutzungsspuren und klein. Starke Betel-Färbung der sämtlichen vorhandenen Zähne. Sutura sphenoccipitalis geschlossen. Muskelansätze kräftig, obwohl die Knochen im Ganzen zart sind. Die Capacität ist gering, 1200 Cub.-Cm. Die Form hypsimesocephal, obwohl auf der Grenze zur Dolichocephalie: Längenbreitenindex 75,3, Längenhöhenindex 80,9. Starke Prognathie.

Oberansicht: kurz, besonders hinten, mäßig breit, phaenozyg. Nähte offen; Pfeilnaht in der Gegend der fehlenden Emissarien einfach.

Seitenansicht: kurz und hoch, die größte Höhe hinter der Ohrlinie und 2 Finger breit hinter der Kranznaht. Stirn steil, stark eingebogen, mit großem Orbitalwulst, tiefer Glabella und deutlichen Tubera, die Hinterstirn lang und ansteigend, daher die Coronaria nach hinten zurückgedrängt. Mittelkopf kurz und stark gebogen. Von der Scheitelhöhe an schneller Abfall mit kurzer Wölbung. Höhe, bis zur Lambdoides reichende und hier einen dicken Vorsprung bildende Plana temporalia. Schläfenschuppe sehr platt. Rechts Stenokrotaphie mit sphenofrontalem Epiptericum. Der Angulus parietalis fehlt gänzlich, die Portio orbitalis ossis frontis ist dafür flachrundlich vorgewölbt. Die Ala ist fast ganz von der Berührung mit dem Parietale ausgeschlossen; sie stößt nur mit einer hinteren Spitze an dasselbe, unter welche sich das Epiptericum einschiebt. Coronaria und Sphenotemporalis verlaufen fast in einer Linie. Sphenofrontalis lang, in einer Flucht mit der Squamosa, darin hinten das lanzettförmige, in die Ala eingreifende, 11 mm lange, 5 hohe Epiptericum. Ala selbst stark in ihrem mittleren Theil eingebogen, trotzdem breit. Links Sphenoparietalis kurz, Angulus wenig ausgebildet, so daß die Squamosa, die Sphenoparietalis und die Sphenofrontalis fast in einer Linie fortlaufen. Ala flach und breit.

	rechts:	links:
Sphenoparietalis	1 mm	7 mm,
Sphenofrontalis	23 „	20 „
Breite der Ala	25 „	25 „

Hinteransicht: sehr hoch, Sagittalgegend stark vortretend, nur die eigentliche Nahtstelle etwas vertieft. Die Form des scheinbaren Durchschnitts ungefähr fünfeckig, jedoch die obere und die seitlichen Flächen schwach gewölbt. Tubera vortretend. Squama hoch, Lambdawinkel spitz, Oberschuppe stark gewölbt. Protuberantia klein. Facies muscularis groß und im Ganzen gewölbt, dafür die Cerebellarwölbungen schwach.

Unteransicht: kurz, hinten gerundet. Foramen magnum kurz, 34 mm lang, 29 breit, Index 85,2. Sehr starke Gelenkhöcker, die weit nach vorn und einander sehr nahe

stehen. Warzenfortsätze groß, der linke getheilt, dafür jedoch mit schwächerer Incisur. Tiefe und große Unterkiefergruben.

Vorderansicht: hoch, nach oben mehr gleichmäßig gewölbt. Sehr kräftiger Stirn-
nasenwulst mit etwas porotischer Oberfläche; in der Mitte desselben ein dichtzackiger
Rest der Frontalis, zu jeder Seite davon eine blasige Vorwölbung der Stirnhöhlen. Höhe,
etwas schiefe Orbitae mit gerundetem Dach, Index 86,4, hypsikonch. Vorderer Theil
der Incisura sphenomaxillaris weit. Nase oben schmal, Rücken hier fast scharf, etwas
tiefer eingebogen und mehr gewölbt, Apertur breit und hoch, Index platyrrhin. Spina
nasalis ant. stark. Fossa canina mäfsig vertieft, Foramen infraorbitale abgeplattet. Wangen-
bein mit stärker vortretendem Wangenhöcker und ganz kurzer hinterer oberer Ritze.
Alveolarfortsatz niedrig, 14 mm, trotzdem stark prognath wegen der großen Alveolen.
Gaumen sehr breit, Index 87,1, brachystaphylin. Zahncurve nach hinten wenig
convergirend, jedoch etwas hufeisenförmig. Zähne durchweg sehr groß. Der vordere Theil
der Gaumenfläche stark gefüllt, bildet eine schräg abfallende Fläche. Schwache Spina
nasalis posterior; große, 14 mm lange Palatinalplatte.

Die einzelnen Schädel bieten gewisse Eigenthümlichkeiten, welche
ihren typischen Werth beeinträchtigen. Namentlich gilt dies von dem
ersten, welcher einen erheblichen Grad von Plagiocephalie mit großen
Unregelmäßigkeiten in der Lambdanaht zeigt. Aller Wahrscheinlichkeit
nach ist die Schiefheit eine Druckwirkung, welche die eine Seite des
Hinterhauptes betroffen hat, aber es ist schwer zu sagen, ob dieser Druck
ein artificieller gewesen ist und ob er erst nach der Geburt eingewirkt
hat. Die Größe der Abweichung in der Configuration der Lambdanaht
scheint eher auf eine Störung innerhalb des Fötallebens hinzudeuten.
Indefs fanden wir etwas Aehnliches bei dem Sinhalesen-Schädel No. 1,
bei dem sogar die Störung bis auf das Gesichtsskelet sich ausdehnte, und
bei der Vergleichung wird man wohl darüber fortgehen dürfen.

Auch die abweichende Bildung des Processus pterygoides in dem
zweiten Falle, wo sich auf der rechten Seite eine Hyperplasie der Lamina
externa und ein großes Foramen Civinini fand, ist für die Gesamt-
betrachtung nicht entscheidend. Etwas erheblicher sind die temporalen
Abweichungen in dem dritten Falle, wo rechts ein großes, trennendes
Epiptericum, links eine Verkürzung des Angulus parietalis vorhanden ist,
indefs steht dem gleichfalls bei den Sinhalesen Aehnliches gegenüber, indem
sich bei No. 1 jederseits ein Stirnfortsatz der Schläfenschuppe und bei No. 2
ein Epiptericum der rechten Seite findet. Es wäre ja recht wünschens-
werth, Schädel ohne diese mehr individuellen, wenngleich vielleicht in der

Rasse einigermaassen begünstigten Besonderheiten zu haben, indess im Augenblick sind sie eben nicht zu haben.

Wenden wir uns nunmehr zu der vergleichenden Betrachtung, so ergiebt sich zunächst für die Capacität der Schädel, daß sie durchweg eine sehr mäßige ist. Am größten ist der Schädel aus der Sammlung Davis, dessen Rauminhalt 1375 Cub.-Cm. beträgt. Die meinigen haben 1155, 1160 und 1200 Cub.-Cm. Das ergiebt ein

Mittel von 1247 Cub.-Cm.,

also etwas weniger als das Mittel der Weddas (1261 Cub.-Cm.) und sehr viel weniger als das der Sinhalesen (1406 Cub.-Cm.). Ich möchte dieses Verhältniß, Angesichts der so geringen Zahl der Tamilen-Schädel, nicht als ein maafsgebendes betrachten, aber es zeigt doch, daß die niedrigen Zahlen der Wedda-Schädel nicht als ganz exceptionelle anzusehen sind. Der Schädel eines Mischlings aus der Davis-Sammlung hat ein etwas höheres Maafs, nemlich (nach der Reductionstabelle des Hrn. Welcker) 1325 Cub.-Cm. Ebenso ist mein zweifelhafter Sinhalesen-Schädel No. 3, obwohl einem Kinde angehörig, verhältnißmäfsig geräumig, indem sein Inhalt 1250 Cub.-Cm. ergiebt. Indess können diese Fälle nicht in die Rechnung einbezogen werden.

Der Horizontalumfang berechnet sich bei dem Schädel der Sammlung Davis auf 495 mm; die meinigen messen 477, 490 und 473. Das ergiebt ein

Mittel von 483 mm,

wenig unterschieden von dem der Weddas und der Sinhalesen, wenngleich etwas kleiner als bei den letzteren. Der Mischling No. 316 des Hrn. Davis hat nur 475, nicht viel mehr als das sinhalesische (?) Kind mit 472 mm.

Der Vertikalumfang übersteigt dagegen constant denjenigen sowohl der Weddas, als der Sinhalesen. Er beträgt bei meinen drei Schädeln im Mittel 306 mm gegen 289 bei den Weddas und 295 bei den Sinhalesen. Dieses Mittel ist um nur 174 mm kleiner, als das des Horizontalumfanges der entsprechenden Schädel (480 mm), von dem er 63,7 pCt. beträgt, gegenüber von 59,4 bei den Weddas und 60,5 bei den Sinhalesen. Diese Differenz ist sehr bezeichnend. Sie findet sich auch bei dem Kinde (Sinhalese No. 3).

Der sagittale Längsumfang des Schädels aus der Sammlung Davis mißt 353 mm, der der meinigen 359, 351 und 352, also im Mittel 353 mm, gegen 376 bei den Sinhalesen und 363 bei den Weddas. Offenbar handelt es sich hier um ein Complementärverhältniß zu dem Vertikalmaafs. Denn der sagittale Längsumfang beträgt

bei den Tamilen	73,0 pCt.,
„ „ Sinhalesen	74,3 „
„ „ Weddas	74,5 „

des Horizontalumfanges.

Bei der Untersuchung über das Maafs der Betheiligung der einzelnen Abschnitte des Schädeldaches an dem Gesamt-Längsumfang (Scheitelbogen) zeigt sich sofort die auffällige Anomalie des plagiocephalen Schädels No. 1 meiner Sammlung, bei welchem eine so auffällige Bevorzugung der mittleren und hinteren Abschnitte an der Gesamtentwicklung des Schädeldaches hervortritt, dafs eine ganz abnorme Kürzung des frontalen Abschnittes daraus folgt. Man wird dies am besten übersehen, wenn ich die Zahlen zusammenstelle:

		Frontal:	Parietal:	Occipital:
Davis	No. 314	129 mm	122 mm	102 mm,
Virchow	„ 1	117 „	132 „	110 „
—	„ 2	134 „	120 „	97 „
—	„ 3	130 „	122 „	100 „
Mittel		127 mm	124 mm	102 mm,
Mittel ohne No. 1		131 „	121 „	99 „

Nach Procenten des ganzen Sagittalbogens berechnet:

		Frontal:	Parietal:	Occipital:
Davis	No. 314	36,5	34,5	28,8,
Virchow	„ 1	32,5	36,7	30,6,
—	„ 2	38,1	34,1	27,6,
—	„ 3	36,9	34,6	28,4,
Mittel		36,0	34,9	28,8,
Mittel ohne No. 1		37,1	34,4	28,2.

Daraus erhellt, dafs für die nähere Vergleichung der Schädel No. 1 in dieser Betrachtung ganz ausgeschlossen werden mufs. Dagegen nähern sich die beiden anderen, schon früher herangezogenen Schädel, nemlich

der des Mischlings No. 316 aus der Sammlung Davis und der des als sinhalesisch bezeichneten Kindes No. 3 aus der meinigen, dem Tamil-Typus in sehr bestimmter Weise; unter einander stimmen sie so sehr überein, daß der Verdacht, auch der Kinderschädel sei ein tamilischer oder wenigstens der eines Blendlings, sehr an Stärke gewinnt. Die Zahlen dafür sind folgende:

			Frontal:	Parietal:	Occipital:
Davis	No. 316		122 mm	125 mm	104 mm,
Virchow	„ 3		121 „	125 „	103 „
oder procentisch					
Davis	„ 316		34,7	35,6	29,6,
Virchow	„ 3		34,6	35,8	29,5.

Gegenüber den eigentlichen Tamilen tritt demnach die Stirn etwas zurück, während Hinterhaupt und Mittelhaupt etwas gewinnen, jedoch wird dadurch das tamilische Gesamtverhältniß wenig geändert.

Vergleicht man dagegen die Tamilen mit den Weddas (S. 52) und den Sinhalesen (S. 76), so zeigt sich ein durchgreifender Gegensatz, namentlich in Bezug auf die Betheiligung der Stirn und der Hinterhauptschuppe an der Entfaltung des Schädeldaches. Während bei den Tamilen der frontale Abschnitt culminirt, ist bei den Sinhalesen und noch mehr bei den Weddas der occipitale stark entwickelt. Die Blendlinge nähern sich durch die stärkere parietale Ausbildung den Sinhalesen.

Noch viel auffälliger sind die Verschiedenheiten in Betreff der Kopfform. Freilich nimmt mein plagiocephaler Tamil-Schädel No. 1 auch hier eine Ausnahmstellung ein, indem er wegen seiner auffällig geringen Breite (126 mm) einen niedrigen dolichocephalen Index (72,0) liefert. Dagegen hat der Schädel aus der Sammlung Davis einen hohen mesocephalen Index (79), und von meinen beiden Tamilen steht der eine, No. 2, an der oberen Grenze der Dolichocephalie (74,8), der andere, No. 3, schon jenseits derselben, in dem Anfange der Mesocephalie (75,3). Das Mittel ist

76,3,

also mesocephal. Dasselbe Verhältniß zeigen die beiden Blendlinge: der Schädel No. 316 von Davis hat einen Index von 76,7, der Kinder-

schädel aus meiner Sammlung einen solchen von 77,0. Dies ist gegenüber der ausgezeichneten Dolichocephalie der Sinhalesen und bis auf wenige Ausnahmen auch der Weddas ein sehr wichtiger Befund.

Die geringere Occipitalentwicklung der Tamilen-Schädel läßt sich auch daraus ersehen, daß die horizontale Länge des Hinterhauptes im Verhältniß zur Gesamtlänge (a) geringer, dagegen die basilare Länge in demselben Verhältniß (b) größer ist:

	No. 1:	No. 2:	No. 3:
a	27,4	23,4	27,0,
b	57,1	54,1	55,8.

Die größte Länge ist durchweg gering. Sie beträgt bei Davis 173, bei meinen 3 Schädeln 175, 179 und 170, erreicht also in keinem Falle auch nur das mäßige Maafs von 180 mm. Der Mischling der Sammlung Davis hat sogar nur 168 mm, während mein Kinderschädel 172 mm mißt. Die größte Breite, welche constant eine parietale ist, hat bei dem Schädel des Hrn. Davis 137 mm, bei den meinigen 126, 134 und 128, bei dem Mischling 130, bei dem Kinderschädel 132 mm, ist also durchweg nicht bedeutend. Im Verhältniß dazu sind die Maafse für die aufrechte Höhe recht bemerkenswerth; sie betragen in derselben Reihenfolge 132, — 139, 132, 137,5, — 132, — 133. Die größte Zahl, 139, betrifft auch hier den plagiocephalen Schädel No. 1, der aufer Betracht bleiben muß. Alle übrigen Zahlen sind an sich sehr mäßig, ja im Vergleich zu den Sinhalesen klein, übrigens nahezu in den Grenzen der Wedda-Zahlen. Von den 3 typischen Tamilen ist bei 2 die Breite größer, als die Höhe.

Anders stellt sich die Sache, wenn man die Verhältnißzahlen betrachtet. Der Längenhöhenindex beträgt bei Hrn. Davis 76, bei meinen 3 Schädeln 79,4, 73,7 und 80,9, bei dem Mischling 78, bei dem Kinderschädel 77,3. Darnach berechnet sich für die 3 typischen Tamilen

ein Mittel von 76,8,

womit auch die Blendlinge stimmen. Das ist ein ausgemacht hypsi-cephales Maafs, ungleich größer als das der Weddas (74,9) und das der Sinhalesen (74,2). Dasselbe dürfte sich daher den diagnostischen Merkmalen anschließen.

Dem entsprechend ist auch der Auricularindex hoch. Ich fand ihn zu 66,3, 63,1 und 68,8, bei dem Kinde zu 67,4. —

Während sich bei einer Vergleichung der Schädelkapsel der Weddas mit der der Sinhalesen eine große Uebereinstimmung ergab, ist bei den Tamilen beiden gegenüber eine erhebliche Differenz hervorgetreten. Die Schädelkapsel der letzteren ist hypsimesocephal, und selbst da, wo die Maafse des Rauminhaltes sehr geringe Verschiedenheiten darboten, fanden sich schon in den Umfangsmaafsen große Differenzen. Wie sehr letztere namentlich bei den sagittalen Umfangsmaafsen und in der Betheiligung der einzelnen Abschnitte des Schädeldaches erkennbar werden, ist vorher (S. 90) ausführlich dargelegt worden. —

Betrachten wir nunmehr die Gesichtsform, so ergibt sich bei den Tamilen eine ziemlich regelmäßige Bildung.

Der Orbitalindex beträgt 84,4, 83,3 und 86,4, also im Mittel 84,7, — ein hohes mesokonches Maafs. Auch der Kinderschädel hat 83,3. Nahezu ähnlich ist der Index der Weddas, dagegen scheint der der Sinhalesen niedriger zu sein. Im Ganzen ist die Augenhöhle hoch, einmal (bei No. 3) sogar hypsikonch, der obere Rand meist etwas gebogen und die Diagonale von innen und oben nach unten und ausen verlängert.

Der Nasenindex ist bei meinen 3 Schädeln 48,8, 51,1 und 53,1, im Mittel 51, also an der oberen Grenze der Mesorrhinie. Nur No. 3 ist platyrrhin. Der Kinderschädel allein giebt ein hohes platyrrhines Maafs: 55,5. Insofern steht die tamilische Nase der Wedda-Nase wahrscheinlich näher, als der sinhalesischen. Allein auch hier gewährt der Index keine volle Einsicht in die Bildung der Nase. Diese ist in ihrem knöchernen Theile durchweg schmal und vortretend, obwohl der Nasenfortsatz des Stirnbeins sehr breit ist. Der Rücken ist wenig eingebogen, eher scharf und die Spitze desselben tritt adlerartig vor. Dagegen ist die Höhe der Nase durchweg gering. Im Leben dürfte daraus eine nicht geringe Verschiedenheit von der Wedda-Nase folgen.

Die Gesichtsmaafse sind wenig genügend. Nur der Schädel der Sammlung Davis hat einen Unterkiefer; bei ihm beträgt der Index 85,7, ein mesoprosopes Maafs. Von meinen Schädeln scheidet der senile (No. 2) wegen des defekten Alveolarfortsatzes aus; die beiden anderen haben Mittelgesichtsindices von 51,6 und 53,4. Das Verhältniß der Molarbreite zur Mittelgesichtshöhe beträgt 68,8 und 62,3. Das Tamilen-

Gesicht steht daher einigermaassen in der Mitte zwischen dem sinhalesischen und dem Wedda-Gesicht; es ist niedriger, als das erstere, und höher, als das zweite.

Was endlich den Alveolarindex betrifft, so beträgt derselbe 90, 94,8 und 97,8, also im Mittel 94,2. Der Grad der Prognathie, welche bei den Tamilen recht bedeutend ist, lässt sich daraus mit Sicherheit ebenso wenig erkennen, als aus dem (nasalen) Gesichtswinkel. Die Grösse, namentlich der Schneidezahn-Alveolen, bedingt eine starke Verschiebung des Alveolarfortsatzes. Aber auch die Gaumenbreite ist recht beträchtlich. Es ergibt sich daher ein Gaumenindex von 90 und von 87,7, also brachystaphyline Maasse. Hierin liegt ein sehr auffälliger Gegensatz zu den Sinhalesen. Die Grösse der Gaumenplatte des Os palatinum dagegen bedingt eine gewisse Annäherung an dieselben. —

3) Die Moors oder Moormen.

Nach den Erläuterungen, welche ich früher (S. 30) gab, haben arabische Niederlassungen zu Handelszwecken schon sehr früh auf Ceylon stattgefunden. Noch heutigen Tages ist ein grosser Theil des kleineren Handels in den Händen dieser Leute und sie betreiben noch jetzt vielfach den Seeverkehr mit dem Festlande. Sir Tennent¹⁾ leitet daher ihren Beinamen Marak-kala-minim (Seeleute). Indefs giebt es doch auch „maurische“ Dörfer und feste Ansiedelungen. Namentlich um Batticaloa scheinen sie in ganz ähnlicher Weise, wie im südlichen Spanien, die Palmencultur eingeführt oder wenigstens zu hoher Blüthe gebracht zu haben²⁾. Immerhin ist ihre Zahl gering und ihr Einfluss auf die übrige Bevölkerung um so weniger hoch anzuschlagen, als ihre Religion eine scharfe Trennung bedingt und sie nur selten Mischehen mit Sinhalesen und andern Eingebornen eingehen³⁾. Ich wollte sie jedoch um so weniger übergehen, als sie in der Kasten-Ordnung in sehr charakteristischer Weise eine bestimmte Stellung einnehmen. Wie schon erwähnt (S. 28), sind sie der Kshoodrawansè und zwar der Fischerkaste, Carawè, „attachirt.“

¹⁾ Tennent I. p. 608.

²⁾ Ebendasselbst II. p. 436—38.

³⁾ Pridham I. p. 479.

Leider liegen über ihre physischen Eigenschaften fast gar keine Beschreibungen vor. Wolf¹⁾, der freilich unter dem Namen „schwarze Türken“ allerlei Volk zusammenzufassen scheint, sagt, der Mohr sei schwarz, aber von starken Gliedmaassen, dicken Waden und geschornem Haupt. Thunberg²⁾ beschreibt sie als groß von Statur, dunkler als die sonstigen Insulaner und gut gekleidet. Pridham³⁾ erklärt sie für die schönste Rasse auf der Insel nach den Europäern, von martialischem Aussehen, fast durchweg groß und gut gebildet. Davy sagt: in dress, appearance and manners, they differ but little from the Singhalese.

Soweit ich sehe, ist nur ein einziger „Mohren“-Schädel in Europa und zwar im Besitze des Hrn. Barnard Davis⁴⁾. Derselbe, No. 317 seiner Sammlung, stammt von Colombo. Es ist ein männlicher Schädel von 1495 Cub.-Cm. Rauminhalt, also ziemlich geräumig, mit einem Längenbreitenindex von 70, einem Längenhöhenindex von 71 und einem Gesichtsindex von 85,7; er ist demnach orthodolichocephal und chamaeprosop.

Eine weitere Vergleichung ist kaum angezeigt, da ein einziger Schädel nicht wohl darauf beurtheilt werden kann, ob er den Typus der Rasse giebt oder nicht.

4) Malayen.

Ueber das Vorkommen zerstreuter malayischer Elemente ist schon früher (S. 31) gehandelt worden. Wir besitzen ein Paar Angaben über ihr physisches Verhalten.

Cordiner⁵⁾ bezeichnet sie gegenüber den anderen Stämmen als heller, von einer mehr zum Kupfrigen hinneigenden Hautfarbe, als sie sich bei irgend einem der eingebornen Stämme Indiens zeige. Nach Selkirk⁶⁾ sind sie kupferfarben, unter mittelgroß, haben eine flache Stirn, ein breites

¹⁾ Wolf a. a. O. I. S. 169.

²⁾ Thunberg Vol. IV. p. 188 citirt bei Philalethes l. c. p. 244.

³⁾ Pridham l. c. I. p. 479.

⁴⁾ Davis. Thesaurus craniorum p. 134.

⁵⁾ Cordiner l. c. p. 143.

⁶⁾ Selkirk l. c. p. 73.

Gesicht, eine breite, flache Nase und stechende Augen. Pridham¹⁾ schildert sie ähnlich und nennt sie eine keineswegs angenehme Art von Menschen. Sie seien activ, von schwacher, obwohl muskulöser Gestalt.

In der Sammlung Davis befindet sich ein Malayen-Schädel von Colombo. Er ist als männlich bezeichnet. Seine Capacität beträgt 1435 Cub.-Cm.; Längenbreitenindex 79, Längenhöhenindex 76, Gesichtsin-
dex 108. Er ist also hypsimesocephal und leptoprosop.

Die Frage nach der Herkunft und Verwandtschaft der verschiedenen, auf Ceylon neben einander existirenden Stämme hat begreiflicher-
weise die Besucher der Insel schon sehr früh beschäftigt. Schon Cosmas Indicopleustes († 550 p. Chr.), der unter Justinian lebte, berichtet auf Grund der Erzählungen des griechischen Reisenden Sopater, daß die Eingebornen von Ceylon verschiedenen Rassen angehörten; er nennt sie ausdrücklich allophyl²⁾. Die Chinesen wußten schon, daß der Norden der Insel von einer anderen Rasse bewohnt werde, als der Süden: jene, die Tamilen, verglichen sie mit den Hu (Hoo), einem Volke von Central-
asien; diese, die Sinhalesen, mit den Liao (Leaou), einem Gebirgsstamme in Westchina, dem sie große Ohren, lange Augen, ein rothes Gesicht, einen schwarzen Körper, feuchte und grobe Hände und Füße und ein langes Leben von 100 Jahren und darüber zuschrieben und der die Haare lang und hängend trage, sowohl Männer, wie Weiber³⁾.

Sicherlich fanden diese älteren chinesischen Berichterstatter also keine Aehnlichkeit zwischen den Sinhalesen und den Chinesen selbst. Auch haben sie meines Wissens keine Angabe hinterlassen, aus welcher geschlossen werden könnte, daß jemals eine chinesische Colonisation der Insel stattgefunden habe. Alles, was aus ihren Berichten hervorgeht⁴⁾, beschränkt sich auf den Nachweis alter Handels- und Religionsbeziehungen und auf eine einmalige kriegerische Unternehmung der Chinesen, indess

¹⁾ Pridham l. c. I. p. 483.

²⁾ Tennent l. c. I. p. 544.

³⁾ Aus dem Tu Hien bei Tennent I. p. 587.

⁴⁾ Tennent l. c. I. p. 583 sq.

gehen die Berichte nicht über das 4te Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinaus und die Besiegung eines Königs von Ceylon durch chinesische Waffen erfolgte erst im Jahre 1408. Abgesehen von der Erwähnung, daß im Jahre 1266 chinesische Soldaten in den Kriegsdienst des Königs Prakrama traten, ist von einem längeren Verweilen oder einer wirklichen Niederlassung der Chinesen in Ceylon nirgends die Rede. Nichtsdestoweniger ist der Gedanke, daß die ursprüngliche Bevölkerung der Insel eine chinesische gewesen sei, von dem portugiesischen Schriftsteller Ribeyro¹⁾ ausgesprochen worden. Auch Knox²⁾ hörte diese Geschichte aus dem Munde von Portugiesen, aber er sagt sehr entschieden: But to me nothing is more improbable than this story, because this people and the Chinese have no agreement nor similitude in their features, nor language, nor diet, und er fügt hinzu: it is more probable they came from the Malabars; their country lying next, though they do resemble them little or nothing. I know no nation in the world do so exactly resemble the Chingulays as the people of Europe. Dabei ist zu erinnern, daß er Sinhalesen und Weddas für zusammengehörig ansieht: Of these natives there be two sorts, wild and tame.

Diese, gewiß sehr unbefangene Darstellung ist von großem Werthe. Die Beziehung auf die Malabaren ist, wie man sieht, eine rein speculative; in Wirklichkeit leugnet Knox jede Aehnlichkeit der Sinhalesen mit den Malabaren, er findet jene vielmehr den Europäern am ähnlichsten. Dies ist das erste unzweideutige Zeugniß für den arischen Ursprung der Sinhalesen, welcher seitdem von vielen Besuchern angenommen worden ist. Davy³⁾ sagt: The pure Singalese of the Interior are completely Indians in person, language, manners, customs, religion and government. Er läßt es unbestimmt, welche Abtheilung der Indier er im Sinne hat, und die Erwähnung der Religion scheint sogar die arische oder brahminische Abtheilung auszuschließen. Sicherlich aber dachte er nicht an die Bewohner der hinterindischen Halbinsel, die sogenannten Indo-Chinesen.

¹⁾ Tennent l. c. I. p. 327 note 2.

²⁾ Knox l. c. p. 122.

³⁾ Davy l. c. p. 109.

Nur Philalethes¹⁾ und Pridham²⁾ unter den neueren Berichterstatlern sprechen ihre Ueberzeugung von dem chinesischen Ursprung der Sinhalesen aus, beide jedoch nicht aus anthropologischen, sondern aus historischen Gründen, der letztere unter Hinweis auf die Rieselwirthschaft und den Terrassenbau der Sinhalesen, den er auf China zurückführt. Die historischen Gründe sind unerheblich; was dagegen die Rieselwirthschaft betrifft, so mag die Erfindung derselben durch die Chinesen unbeanstandet sein, indess hat schon Sir Tennent nachgewiesen, daß das „Tank-System“ in Ceylon tamilischen Ursprunges und von Vorderindien aus im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung eingeführt ist.

Es bedarf nach dem früher Mitgetheilten keines ausführlichen Beweises dafür, daß die physischen Eigenthümlichkeiten weder der Sinhalesen, noch der Weddas, namentlich ihr Schädelbau, irgend etwas an sich haben, was auf mongolische Verwandtschaft hinweist. Ein so ausgezeichnet dolichocephaler Stamm ist noch nirgends unter Mongolen aufgefunden worden. Was es mit der altchinesischen Geschichte von der Aehnlichkeit der Sinhalesen mit den Liao in Westchina auf sich hat, vermag ich nicht zu beurtheilen, indess ist nicht einmal dargethan, daß dieses Volk im engeren Sinne zu den Mongolen zu zählen ist. Man könnte dabei an die heutigen Laos (auf der Grenze zwischen China und Siam) denken, von denen Gützlaff³⁾ je nach ihrer Complexion weiße und schwarze unterschied. Allein nach der Meinung des Hrn. Schott⁴⁾ sind vielmehr die Ljaos gemeint, von denen freilich auch nur constatirt,

¹⁾ Philalethes l. c. p. 15. Note †.

²⁾ Pridham l. c. I. p. 21.

³⁾ Prichard l. c. Third edit. Lond. 1844. Vol. IV. p. 503.

⁴⁾ Hr. Professor Schott theilt mir darüber Folgendes mit: Dasjenige Ljao, woran ich zuerst dachte, wird 寮 geschrieben und ist der Name eines Flusses im heutigen Mandschulande, nach welchem eine tatarische Dynastie sich benamste, die eine Zeit lang Nordchina besessen hat.

Ein anderes, und zwar das für uns in Betracht kommende Ljao (dialektisch auch lao, lio, liu und weiland sogar lot) schreibt sich 獠, also jenem sehr ähnlich. Dieses bedeutet mit zugegebenem 牙 ja (Backenzahn) „hervorstehende Zähne“ und ist außerdem für sich allein Name gewisser, sonst nicht näher bestimmter südwestlicher Ausländer 西南夷 si nan ji, wie ich aus dem nach Kaiser Kang-hi betitelten Originalwörterbuch ersehe.

dafs sie „südwestliche Ausländer“, also jedenfalls nicht Chinesen waren. Bevor wir über diesen „Südwesten“ nähere Nachrichten haben, wozu jetzt glücklicherweise viele Aussicht ist, wird für die physische Beschaffenheit der Sinhalesen aus dem angeführten Citat nicht viel gefolgert werden können. Indefs will ich nicht verschweigen, dafs eine alte, schon von Valentijn erwähnte Tradition die Sihala-Dynastie, von welcher Wijayo der Eroberer herstammte, in Tenasserim residiren liefs und den Sinhalesen daher eine siamesische Abkunft zuschrieb. Da jedoch die neueren Untersuchungen dahin übereinkommen, sowohl die Dynastie, wie die Sprache der Sinhalesen von Magadha, dem heutigen Behar, also mitten aus dem Ganges-Land abzuleiten, so liegt kein Bedürfnifs vor, jene Tradition weiter zu verfolgen. Ueberdies ist es nicht die Untersuchung über die Herkunft der Sinhalesen, welche unser Interesse in erster Linie in Anspruch nimmt, sondern die Ergründung der Abstammung der Weddas.

Selbst für den Fall, dafs man die Weddas, wie einige es ausdrücken, als wilde Sinhalesen, oder, wie andere sagen, die Sinhalesen als zahme Weddas betrachtet, dafs man also beide auf denselben Grundstock zurückführt, wird man nicht umhinkönnen, mit den Weddas anzufangen. Das Umgekehrte hätte nur dann einen Sinn, wenn man annehmen wollte, die Weddas seien von einem Zustande höherer Gesittung auf den Zustand niedrigster Rohheit, in welchem sie sich seit Jahrhunderten allen Besuchern dargestellt haben, zurückgesunken. Das theoretische Bedenken, welches sich einer solchen Annahme entgegenstellt, habe ich schon vorher betont; ich will darauf nicht zurückkommen. Aber ich frage, welche Anzeichen einer früheren Gesittung hat man denn aufgefunden? Sind irgendwo auf der Insel Ueberreste einer höheren Cultur entdeckt worden, welche den

Der von den Europäern Laos genannte Stamm südlich von Jün-nan heifst bei den Chinesen meines Wissens nicht anders als Lao-tschua, aus 老 lao, Greis, und tschua, die Pauke schlagen. Der die Pauke rührende Alte ist offenbar blofse Nachbildung eines nichtchinesischen Wortes, wie z. B. 狼牙 lang-ja, Wolfzähne, die chinesische Schreibung von Langka, d. h. des indischen Namens der Insel Ceylon.

Dem alten Volks- oder Völkernamen Hu, welcher eine unbestimmte Bevölkerung in Central-Asien nördlich von China umfafste, darunter die oft mit den Hunnen verwechselten und wohl wenigstens dem Namen nach mit diesen identischen Hjün-nu oder Hjung-nu, entspricht 胡, seiner appellativen Bedeutung nach die Halswamme des Ochsen. Ein Hu von anderer Schreibung und nationaler Bestimmung ist nicht nachzuweisen.

Weddas auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden könnten? Meines Wissens fehlt es daran gänzlich. Nicht einmal Abfallshaufen (Kjökkenmöddinger), wie sie die benachbarten Andamanen-Inseln in so ausgezeichnete Weise darbieten, sind bekannt geworden. Nicht einmal Steingeräth, wie es selbst die Australier in mannichfacher Form besitzen, ist aufgefunden. Nun wäre es ja denkbar, daß diese Lücken noch durch weitere Nachforschungen ausgefüllt werden könnten, zumal da die früher (S. 19) mitgetheilte Bemerkung des Hrn. Hartshorne wenigstens für Steinäxte eine gewisse Hoffnung erweckt. Aber was wäre damit gewonnen? Doch im besten Falle die Möglichkeit, die Weddas den Andamanesen und den Australiern gleich zu stellen, während sie nach den bis jetzt vorliegenden Thatfachen entschieden tiefer gestellt werden müssen. Ein Volk, das nicht einmal Topfgeschirr besitzt, das außer dem Hunde kein Hausthier kennt, dem auch die einfachsten Formen des Acker- und Gartenbaues fremd sind, dem beinahe jede sociale Ordnung fehlt, das von seinen civilisirten Nachbarn nicht einmal den outcasts zugezählt wird, kann doch unmöglich jemals im Besitze der Mittel gewesen sein, welche eine höhere Cultur überhaupt möglich machen. Der Gedanke einer secundären Verwilderung muß daher definitiv aufgegeben werden.

Der einzige Anhaltspunkt für eine solche Annahme könnte nur die Sprache sein. Wie groß die Abweichung der Meinungen über die Stellung der Wedda-Sprache ist, habe ich schon dargelegt (S. 34). Daß sie in ihren Grundlagen kein dravidisches Idiom sei, scheint mir nach den vorliegenden Zeugnissen unzweifelhaft. Eine große Zahl von guten Autoritäten, darunter die ersten Linguisten, erklären sie vielmehr für einen sinhalesischen, d. h. arischen Dialekt. Ob aber das Sinhalesische selbst mit einer der anderen indo-arischen Sprachen übereinstimmt, ist wiederum streitig. Allein wenn man es auch mit dem sehr erfahrenen Childers für ein alterthümliches Pali, oder vielmehr für einen ursprünglichen Schwesterdialekt des Pali nimmt, so wird doch schwerlich jemand daraus und noch weniger aus den beigemischten Sanskrit-Worten auf eine Ableitung auch der Weddas aus dem Ganges-Thal schließen wollen. Seit Jahrtausenden sind die Weddas ringsum von höher cultivirten Völkern umgeben, und wenn sie sich auch scheu in ihren Wäldern verborgen

gehalten haben, so ist doch ein gewisser Verkehr mit den Nachbarn nicht ausgeblieben. Da, wo die Tamilen ihnen dauernd nahe rückten, wie in der Umgebung von Batticaloa, hat ein Theil der Weddas die tamilische Sprache angenommen¹⁾. Aber während der längsten Zeit und an den meisten Grenzorten waren sie in unmittelbarer Berührung mit Sinhalesen, zu deren Königen sie in einer, wenn auch sehr losen Unterthänigkeit standen und aus deren Reihen ihnen Häuptlinge gesetzt wurden. Was Wunders also, wenn sie mehr und mehr sinhalesische Worte und Formen aufnahmen? Die Frage ist nur, ob neben diesen, wie ich voraussetze, recipirten Worten ihre Sprache gar keine eigenthümlichen Elemente bewahrt hat. Darauf scheint die Aufmerksamkeit der Sammler von Vocabularen und der vergleichenden Linguisten kaum gerichtet gewesen zu sein. Und doch sollten gerade die Worte „von zweifelhaftem Ursprung“, wie Hr. Hartshorne sie bezeichnet, am sorgfältigsten gesammelt und geprüft werden. Besitzen wir doch bis jetzt nicht einmal eine sichere Nachricht darüber, ob die Wedda-Sprache Worte für die Zahlen hat. Was nützt es für unsere Untersuchung, wenn Hr. Max Müller mehr als die Hälfte der Wedda-Worte (d. h. der aufgezeichneten) für verdorbenes Sanskrit erklärt? Wohin gehört dann die andere, wenngleich kleinere Hälfte, die vielleicht bei größserer Aufmerksamkeit sich vergrößern liesse? Darf sie den tamilischen Sprachen nicht zugerechnet werden, so könnte sie recht wohl specifisch sein. Nichts berechtigt, wie mich dünkt, bis jetzt zu einer so einseitigen Bezeichnung, wie die des Hrn. Edward Tylor, der die Wedda-Sprache ohne Weiteres eine arische nennt.

Noch etwas anders würde sich die Sache stellen, wenn man annehmen dürfte, daß ursprünglich die Weddas die ganze Insel allein bewohnten und daß sie nicht bloß einfach durch Einwanderer zurückgedrängt wurden, sondern sich auch mit diesen vermischten. Von den Tamilen, welche erst später einwanderten, läßt sich sagen, daß sie im Norden in der That die alte Bevölkerung verdrängt haben, daß sie dagegen im Osten sich nicht bloß mit Weddas mischten, sondern auch eine wirkliche Tamilisirung von Weddas hervorbrachten. Indefs scheint dies für die Hauptsache unerheblich zu sein. Anders ist es mit den Sinhalesen.

¹⁾ Cordiner l. c. I. p. 91. Bailey l. c. p. 305 note *.

Folgen wir den Angaben der einheimischen Annalisten, so ist der Anfang der Sinhalesen auf die Gefolgschaft des Königs Wijayo zurückzuführen, also auf eine erobernde Einwanderung aus dem Gangesthal. Es wird nicht nöthig sein, die Zahl von 700 Leuten aus Magadha (Behar), welche die Annalen geben, wörtlich zu nehmen; immerhin wird das Verhältniß nicht wesentlich anders gewesen sein, als etwa das Verhältniß der Dänen und der Normannen in England. Der größte Theil der Insel wurde in Felder und Gärten eingetheilt und ein patriarchalisches Dorf-System eingeführt, welches die Jahrtausende überdauert hat. Eine Reihe von Thatsachen spricht dafür, daß die Urbevölkerung von diesem System nicht ganz ausgeschlossen war; schon der Umstand, daß die Weddas der hohen Kaste der Landbauer (Goewansè oder Vellalas) zugerechnet wurden, deutet darauf hin, daß ihnen in der politischen Organisation des Landes früh ein regelmäßiger Platz gesichert war. Auf einer solchen Grundlage konnte sich ein Mischverhältniß zwischen den Magadha-Leuten und den Eingebornen sehr leicht entwickeln, und wenn man als das Resultat dieser Mischung die sinhalesische Rasse betrachtet, so würde die Erfahrung so vieler anderer Länder, wo ähnliche Mischungen stattfanden, es sehr leicht erklären, daß die Magadha-Leute ihre Sprache, das alte Pali oder Ēlu, zur herrschenden machten, daß dagegen in der physischen Gestaltung das eingeborne Element eine dauernde Einwirkung gewann.

Bei einer solchen Auffassung würden Weddas und Sinhalesen weder identisch, noch durch bloße Culturgrade von einander verschieden sein. Vielmehr würden die Weddas als Repräsentanten der eingebornen Rasse, die Sinhalesen dagegen als ein Mischvolk, hervorgegangen aus der Vereinigung eingewanderter Indier mit Weddas, und daher je nach dem Maas der Betheiligung eines jeden der beiden Elemente, in etwas variabler Erscheinung, anzusehen sein. In der That scheint mir das die Lösung des anthropologischen Problems zu sein, welches uns vorliegt, wenigstens soweit die Materialien gegenwärtig reichen. Die linguistische Schwierigkeit, daß auch die unvermischten Eingebornen die arische Sprache der Eroberer, — in welcher Ausdehnung, das mag dahingestellt bleiben, — annahmen, ohne daß sie, soweit ersichtlich ist, dazu gezwungen wurden, erscheint mir nicht mehr unüberwindlich, seitdem ich durch eigene Erfahrung fest-

gestellt habe¹⁾, daß in den russischen Ostseeprovinzen ein Theil der finnischen Bevölkerung nach dem andern in unmerklichem, aber unaufhaltsamen Fortschritt lettisirt worden ist, der Art, daß die kurische Sprache ganz, die livische fast ganz aufgehört hat und nur die estnische noch einigen Widerstand leistet.

Rein anthropologisch betrachtet, sind die Differenzen zwischen den Weddas und den Sinhalesen nicht so groß, daß ein zwingender Grund bestände, einen absoluten Gegensatz zwischen beiden Stämmen anzunehmen. Ich will dabei nicht in Abrede stellen, daß die Zahl der ganz sicheren Schädel, welche ich persönlich zur Vergleichung prüfen konnte, nicht groß genug ist, um eine definitive Entscheidung herbeizuführen, aber sie scheint mir doch auszureichen, um zu ermitteln, ob Verdachtsgründe gegen die Richtigkeit der anderweitig gefundenen Formel vorliegen. Solche Verdachtsgründe finde ich in der That nicht. Nachdem ich die ihrer Herkunft nach zweifelhaften, sowie die durch besondere Deformation abweichenden Schädel mit aller Vorsicht ausgeschieden hatte, ist, unter Zuhülfenahme der in auswärtigen Sammlungen vorhandenen Schädel, eine so große Zahl zur Vergleichung brauchbarer Specimina übriggeblieben, daß sie vielfach über das hinausgeht, was uns von anderen Stämmen zur Verfügung steht.

Vergleichen wir kurz das Gefundene, so ergibt sich zunächst, daß sowohl die Weddas, als die Sinhalesen dunkle Stämme sind, deren Hautfarbe zwischen Gelbbraun und Schwarz variiert (S. 40, 61). Die Mehrzahl der Beobachter beschreibt die Sinhalesen als weniger dunkel, als in der Regel kastanienbraun oder braun mit einem gelben Unterton; Percival schreibt den Weibern eine gelbe Farbe zu; Cordiner und Selkirk geben an, daß die Volarfläche der Hände und Füße „weiß“ sei. Von den Weddas werden ähnliche Angaben einer so hellen Färbung nicht gemacht; die von Percival gebrachte Erzählung, daß die Farbe der Weddas kupfrig und „heller“ als die der übrigen Ceylonesen sei, steht ganz vereinzelt. Wenn demnach ein nicht unerheblicher quantitativer Unterschied in der Hautfarbe zwischen beiden Stämmen besteht, so darf wohl in

¹⁾ Zeitschrift für Ethnologie, Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. 1878.

Betracht gezogen werden, daß die Weddas ganz nackt, allen Unbilden des Wetters und der äufseren Medien ausgesetzt, ohne regelmäfsige Wohnungen leben und überdies im äufsersten Grade schmutzig sind, — Verhältnisse, welche selbst in unserem Klima und unter sehr viel weniger belastenden Umständen genügen, um die Hautfarbe stark zu bräunen. Die Sinhalesen dagegen tragen eine bald mehr, bald weniger vollständige Bekleidung, wenigstens des Unterkörpers, sie leben in ordentlichen Häusern, unter relativ günstigen Verhältnissen, und zeichnen sich vielfach durch grofse Sauberkeit aus. Wenn trotzdem sehr dunkle, ja fast schwarze Individuen, wie aus den Mittheilungen der Reisenden hervorgeht, unter ihnen keineswegs zu den Seltenheiten gehören, so ist dies sicher sehr bemerkenswerth.

Auch die Beschaffenheit des Haars ist offenbar ähnlich, nur daß hier in noch viel höherem Maafse der Einfluß der Cultur hervortritt. Während die Weddas sich niemals kämmen, ja vielleicht überhaupt keine Einwirkung auf ihr Haar eintreten lassen, so daß es von Jahr zu Jahr mehr verzottelt, und als ein wirrer, buschiger Wust den Kopf, das Gesicht und die Schultern bedeckt, so verwenden die Sinhalesen eine ganz ungewöhnliche, ja fast weibische Sorgfalt auf die Glättung und den Aufbau ihres Kopfputzes. Aber beide Stämme tragen das Haar lang, es ist üppig, schwarz, wenig gewellt, und nur bei den Weddas legt es sich in Folge seiner Vernachlässigung in vielfach verfitzte, jedoch nicht eigentlich krause Mähnen oder Zotteln. Es mag dabei nicht ausgeschlossen sein, daß bei einzelnen Individuums eine mehr gekräuselte Beschaffenheit der Haare besteht, wie sie der ältere Mann auf der früher (S. 44) mitgetheilten Zeichnung zeigt. Indefs ist auch bei ihm das Haar lang und ganz verschieden von den kurzen Röllchen und dem Wollhaar der eigentlichen Neger und der Negritos. Würde es von früh an gekämmt und gereinigt, so würde es wahrscheinlich, wie das der Sinhalesen, glänzend, „wie Ebenholz“, sein. Das Bild des jungen Mädchens in der Zeichnung scheint diese Verschönerung direkt darzubieten.

Eine sehr bemerkenswerthe Angabe, welche gewissermaafsen das umgekehrte Verhältniß betrifft, findet sich bei d'Albertis¹⁾. Dieser

¹⁾ L. M. d'Albertis. New Guinea. Lond. 1880. Vol. I. p. 259.

Reisende hatte für seine Forschungen auf Neu-Guinea in Point de Galle zwei Sinhalesen engagirt. Als dieselben die Bekanntschaft der Eingebornen der Yule-Insel (im Papua Golf im Süden von Neu-Guinea) gemacht hatten, sagten sie ihm, diese Leute glichen ihren Landsleuten, nur sei die Hautfarbe der Sinhalesen viel schwärzer. Als er sie darauf aufmerksam machte, daß das Haar der Eingebornen zerfahren (fuzzy, fusselig?) sei, erwiderten sie, die Sinhalesen würden auch zerfahreneres Haar haben, wenn sie es nicht kämmten und täglich sorgfältig mit Oel salbten. Hr. d'Albertis erwähnt dabei, daß das Haar des einen seiner Sinhalesen, der es kurz trug, kraus (crisp), das des andern, der es lang trug, glatt (smooth) war; auch stellt er nicht in Abrede, daß manche der Eingebornen dem Typus seiner Sinhalesen glichen. Wenn man diese Analogie auch dahingestellt läßt, da sie sich nur auf zwei Personen bezieht, so scheint doch aus der ganz unbefangenen Angabe bestimmt hervorzugehen, daß das sinhalesische Haar bei einer gewissen Verwilderung dem Wedda-Haar ganz nahe kommt. Darin liegt offenbar ein starker Gegensatz zu der „Schlichthaarigkeit“ der Malayen und Mongolen, und die Haplotrichie des Palladius wird nicht in dem Sinne verstanden werden dürfen, daß das Haar der Weddas ohne alle Einschränkung glatt zu nennen sei.

Die Angaben über die Farbe der Iris sind weniger vollständig, aber man ersieht doch aus den Schilderungen, daß sie in der Regel dunkel ist. Ueber die Sinhalesen macht Davy genauere Angaben (S. 62); daraus geht hervor, daß die Augen gewöhnlich schwarz, seltener hellbraun, noch seltener grau und nur bei Albinos hellblond oder roth sind. In der poetischen Schilderung einer idealischen Kandy-Schönheit, die oben (S. 63) mitgetheilt ist, wird allerdings ein Auge „wie blauer Sapphir oder wie die Blumenblätter der blauen Manilla-Blume“ verlangt, aber diese Forderung dürfte sich schwerlich auf ein typisches Verhältniß beziehen. Von den Weddas wird nirgends etwas Aehnliches bemerkt und man wird daher wohl annehmen können, daß ihre Iris regelmäsig schwarz oder dunkelbraun ist.

Was die Größenverhältnisse anbetrifft, so sind offenbar beide Rassen von märsiger Statur, eher klein, als groß zu nennen. Wenn die Körperhöhe bei den Weddas (S. 42) im Mittel bei den Männern 1537, bei den

Weibern 1448 mm beträgt, dagegen bei den Sinhalesen (S. 61) etwa 1625—1650 mm (bei Männern), so wird man die Bedeutung des geringeren Maafses der ersteren um so weniger beanstanden können, als bei ihnen Minimalmaafse für die Männer von nur 1245 mm vorkommen. Die Angaben über die Sinhalesen sind leider sehr unvollständig; nur darin stimmen alle überein, daß die letzteren kleiner und weniger kräftig, als Europäer, seien. Ob hier eine nur relative Differenz zwischen Sinhalesen und Weddas vorliegt, ob die letzteren nur in Folge ihres kümmerlichen Lebens im Wuchs zurückbleiben oder ob ihre Kleinheit eine typische Eigenthümlichkeit der Rasse ist, kann immerhin zweifelhaft erscheinen. Der Umstand, daß der Zwergwuchs nicht constant ist, daß es vielmehr auch relativ grofse Weddas giebt, wie denn der so scrupulöse Hr. Hartshorne einen Mann zu 1638 mm maafs, könnte zu Gunsten der Annahme angeführt werden, daß der oft zwerghafte Wuchs eine Consequenz lange andauernder, ungünstiger Entwicklungsbedingungen sei. Nichtsdestoweniger ist die Thatsache allgemein bezeugt, daß die Weddas einer im Durchschnitt kleinen, ja einer der kleinsten überhaupt bekannten Rassen angehören. Nimmt man dazu, daß die Weddaratta überaus reich an Wild ist und daß die Weddas geschickte Jäger und Fischer sind, daß Honig und efsbare Früchte und Wurzeln ihnen in Fülle zu Gebote stehen, so kann man nicht sagen, daß sie, wie die Australier, auf Entbehrung angewiesen seien. Wenn sie trotzdem ungleich kleiner, als Australier sind, so wird man nicht umhin können, ihre Kleinheit als eine ursprüngliche anzuerkennen.

In Bezug auf Muskelentwicklung und Körperkraft lauten alle Zeugnisse günstig für die Weddas. Trotz einer mehr gracilen, vielleicht sogar mageren Gestaltung der Fleischtheile scheinen sie allgemein eine grofse Leistungsfähigkeit und eine proportionirte Bildung der Gliedmaafsen zu besitzen. Gegenüber den Sinhalesen im Niederland mögen sie sogar eine gewisse Superiorität in der Muskularbeit zeigen, denn nur von den Sinhalesen des Gebirges, namentlich von den Kandiern, wird die Körperkraft besonders gerühmt. Die von Hrn. Hartshorne betonte Kürze der Daumen und Spitzigkeit der Ellenbogen bei den Weddas dürfte sich vielleicht durch ihre Kleinheit und Magerkeit erklären; jedenfalls würde nur die erstere, wenn sie sich als eine unverhältnißmäfsige durch Messung

ergäbe, von Bedeutung sein. Vielleicht liegt hier eine ähnliche Täuschung vor, wie bei Hrn. Bennett, der die Länge des Fusses urgirt, während die direkte Messung (S. 58) vielmehr eine durchaus proportionirte Gröfse dargethan hat. Dagegen mag es richtig sein, dafs die Weddas Plattfüfse haben. Diese würden aber nicht ausreichen, um ein Rassenmerkmal zu bilden.

Aehnliche Betrachtungen, ja noch viel weniger distinktive, treffen zu in Beziehung auf die Gröfse des Kopfes, namentlich in Beziehung auf die Capacität des Schädels. Sowohl die Einzelzahlen, als auch die Mittel habe ich früher mitgetheilt, und auch unter einander verglichen (S. 50, 75). Daraus ging hervor, dafs die Wedda-Schädel durchschnittlich viel kleiner, als die Sinhalesen-Schädel sind, ja dafs eine gewisse Zahl von ihnen geradezu nannocephal genannt werden kann. Indefs auch die Sinhalesen-Schädel haben mir nur einen Rauminhalt von 1406 Cub.-Cm. im Mittel geliefert, und unter 11 Exemplaren hatten 3 nur zwischen 1100 und 1200 Cub.-Cm. Erwägt man dem gegenüber, dafs auch unter den Wedda-Schädeln ein Paar von 1614 und 1420 Cub.-Cm. Rauminhalt vorkamen, so folgt, die Aechtheit dieser Schädel vorausgesetzt, dafs nicht nur die Nannocephalie kein constantes Merkmal ist, sondern dafs selbst geräumige Schädel bei Weddas vorkommen. Die Zahlen schieben sich eben von beiden Seiten durch einander: das gröfsere Mittel der Sinhalesen hindert keineswegs das Vorkommen sehr kleiner Exemplare, und umgekehrt stecken in dem allerdings sehr kleinen Mittel der Weddas auch geräumigere Specimina.

Ich will hier nicht die Umfangsmaafse und die sich daraus berechnenden Verhältniszahlen noch einmal durchgehen. Es haben sich dabei gewisse Differenzen zwischen beiden Stämmen ergeben, indefs werden sich dieselben bei den Indices in paralleler Weise darstellen lassen. Nur ein Verhältnifs will ich hier noch einmal hervorheben, weil es möglicherweise von gröfserer Bedeutung ist. Es ist dies die stärkere Betheiligung des Vorder- und Mittelkopfes bei den Sinhalesen, des Hinterhauptes bei den Weddas an der Bildung des Schädeldaches (S. 76). Dabei mufs ich jedoch erwähnen, dafs die (untere) Frontalbreite bei den Wedda-Schädeln aus dem Colombo-Museum keineswegs geringer war, als bei meinen Sinhalesen.

Von besonderem Interesse ist die Vergleichung der Schädelindices. Die Mittel für den Längenbreitenindex, welche ich ermittelt habe, sind für beide Stämme fast genau identisch: 71,8 für die Sinhalesen, 71,6 für die Weddas. Dies ist ein ausgezeichnet dolichocephales Maafs. Wenn sich dabei ergab, daß sämtliche, zur Untersuchung stehende Sinhalesen-Schädel dolichocephal, dagegen unter 20 Wedda-Schädeln 4 mesocephal waren, so könnte man auf die Vermuthung kommen, daß unter den letzteren tamilische Verunreinigungen vorgekommen seien. Dies wird sich ohne neues und sehr sicheres Material nicht entscheiden lassen. Für unsere jetzige Vergleichung ergibt sich nur, daß dieses wichtige Verhältnißmaafs keinen Hinweis darauf enthält, daß eine tiefgehende Rassendifferenz zwischen Sinhalesen und Weddas besteht. Bei beiden ist der Schädel lang und schmal, jedoch ist unter den Wedda-Schädeln eine gröfsere Zahl, bei welchen die Schmalheit noch bedeutender ist, als bei den Sinhalesen.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Längenhöhenindex. Derselbe ist bei beiden Stämmen orthocephal, bei den Weddas freilich auf der äufsersten Grenze zur Hypsicephalie (74,9), bei den Sinhalesen etwas kleiner (74,6). Immerhin muß man beide Arten von Schädeln zu denen von mittlerer Höhe rechnen. In Beziehung auf die absoluten Höhenzahlen stellt sich das Verhältniß etwas anders, insofern hier ein gröfseres Maafs für die Sinhalesen hervortrat, wie die Abbildungen auf Taf. I. und II. erkennen lassen.

Diese Uebereinstimmungen der Hauptindices sind so grofs, daß sie innerhalb der Grenzen eines einzigen Volksstammes nicht gröfser gefunden werden könnten. Die Configuration der Schädelkapsel darf abgesehen von der Betheiligung der einzelnen Knochen an derselben, als eine identische betrachtet werden. In der That liegt auch nach dem Zeugnisse der Reisenden der Stammesunterschied mehr in dem Gesicht, als in der Schädelkapsel. Vorzugsweise ist es die Gestalt der Nase, namentlich die flache Beschaffenheit des Rückens und die Weite der Nüstern, sowie die Bildung der Lippen und Kiefer, welche durchweg als prognath geschildert werden, worauf die verschiedenen Autoren als auf charakteristische Züge des Wedda-Gesichtes hinweisen. Gegenüber der sinhalesischen Nase, welche die alten chinesischen Berichterstatter einen

Vogelschnabel nennen, und welche in der Beschreibung der Kandy-Schönheit (S. 63) mit dem Habichtschnabel verglichen wird, gegenüber den zarteren Lippen und dem orthognathen Kieferbau, welchen die Zeichnungen von Davy erkennen lassen, sind das allerdings recht auffällige Unterschiede.

Die osteologische Untersuchung hat diese, von der Betrachtung der Lebenden hergenommenen Angaben in der Hauptsache bestätigt. Leider hat sich das in Europa befindliche Schädelmaterial bei der Verschiedenheit der veröffentlichten Messungen in dieser Beziehung nicht vollständig verwerthen lassen, und zwar am wenigsten bei den Sinhalesen, bei denen überdies der Umstand sehr störend wirkt, daß die beiden in meinem Besitz befindlichen Schädel, von denen der eine einem jüngeren, der andere einem sehr alten Manne angehört hat, groÙe individuelle Verschiedenheiten erkennen lassen.

Im Allgemeinen ist das sinhalesische Gesichtsskelet schmäler und länger, als das der Weddas. Jenes erwies sich als leptoprosop (Index 89), dieses als chamaeprosop (Index 83—84). Dem entspricht bei den Sinhalesen ein längerer und schmälerer, bei den Weddas ein kürzerer und breiterer Gaumen, dem ein prognather Kieferbau sich anschließt. In letzterer Beziehung ist der Gegensatz der Sinhalesen weniger deutlich, da Hr. Barnard Davis keine Angaben in dieser Richtung gemacht hat, und von meinen Schädeln der eine (Taf. II.) einen auffällig prognathen, wenngleich nicht langen Alveolarfortsatz besitzt. Dazu kommt bei den Weddas Mesokonchie (84,6) und Mesorrhinie (52), freilich mit manchen individuellen Abweichungen, so daß namentlich bei den Weibern mehr platyrhine, bei den Männern leptorrhine Formen hervortreten. Gerade hier reicht das sinhalesische Material zur Vergleichung nicht aus. Soweit sich darüber, freilich mehr vermuthungsweise, sprechen läßt, werde ich darauf zurückkommen. Hier will ich nur noch das zusammenfassende Urtheil des Hrn. Barnard Davis¹⁾ in Bezug auf den Typus der ceylonesischen und indischen Bevölkerung anführen: In Ceylon and the plains of India, we have found the people (Veddahs as well as the more elevated races), as far as our materials extend, characterized by small, narrow, long, and

¹⁾ Davis. Thesaurus craniorum p. 158.

rather tall crania, having prominent nasal bones and well-expressed faces, when we refer to the typical skulls. As soon as we ascend the southern slope of the Himalayas, we meet with races of a very distinct cranial type. Ob dieses Urtheil sich auch auf nicht-arische Stämme Indiens beziehen soll, ist nicht deutlich; jedenfalls dürfte es in seiner Allgemeinheit nicht ohne Anfechtung bleiben.

Ziehen wir nun die Tamilen oder Malabaren in die Vergleichung, so stoßen wir auf ein viel verbreitetes Vorurtheil, welches freilich erst in der neuen Zeit mehr zum Ausdruck gekommen ist. Schon Ribeyro¹⁾ hatte die Meinung, daß die Sinhalesen aus einer Mischung von Chinesen und Malabaren (Gallas) hervorgegangen seien. Auch Knox²⁾, obwohl er „wenig oder gar keine Aehnlichkeit“ zwischen Malabaren und Sinhalesen fand, hielt aus historischen Gründen eine Verwandtschaft für möglich. Die neueren Schriftsteller haben die Sinhalesen als Arier meist außer Betrachtung gelassen und sich mehr mit dem dravidischen Ursprung der Weddas beschäftigt. Nur Lassen³⁾, der die Weddas für den unverändert gebliebenen Theil der Sinhalesen nahm, führte aus sprachlichen Gründen das ganze „Volk der Cingalesen“ auf dekkhanische Stämme zurück. Auch Sir Tennent⁴⁾ bezog sich für die Weddas wesentlich auf linguistische und religiöse (wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf) Verwandtschaften, welche auf die Völker des Dekkhan hinwiesen; er nahm an⁵⁾, daß die Weddas sich zu den arischen Sinhalesen verhielten, wie die Gebirgsstämme Indiens zu den späteren arischen Einwanderern. Er nennt namentlich die Koolies in Guzerat, die Bheels in Malva, die Puttooas in Cuttack, die Khoonds in Gundwana, die Bedas in Mysore und die wilden Horden in den Bergen östlich von Bengalen. Hr. Bailey⁶⁾ schließt sich dieser Auffassung an. Er zieht nicht nur die Khonds, die Puttuwas oder

¹⁾ Pridham l. c. I. p. 21.

²⁾ Knox l. c. p. 122.

³⁾ Lassen, Indische Alterthumskunde I. S. 199.

⁴⁾ Tennent l. c. I. p. 328.

⁵⁾ Derselbe l. c. II. p. 438.

⁶⁾ Bailey l. c. p. 307.

Juanguas, die Pulindas (in Orissa), die Meekirs (in Nord Cachar) u. a. heran, sondern er geht bis nach Assam, Tenasserim und Ost-Birma mit seinen Vergleichen. Aber auch seine Beweise sind ganz aus dem socialen und religiösen Leben dieser Völkerschaften hergenommen. Ganz ohne Specialnachweise ist die Angabe des Hrn. Tagore¹⁾, wonach ein schon dem Ptolemaeos bekannter Wanderstamm in den nördlichen Theilen Indiens, die Vaidehas, welche später von Tippoo Sahib in Mysore unter dem Namen der Bedas getroffen seien, sich in seinem wilden (wild and savage) Zustande in den Weddas von Ceylon erhalten habe. Hr. Jagor²⁾ erwähnt, daß die Vedas, welche in kleinen Gruppen in den Wäldern von Trovancore und Cochin leben, von Einigen für einen Zweig der Weddas von Ceylon gehalten würden. So interessant diese Hinweise sind, so wenig scheinen sie mir doch zu der Erledigung der Streitfrage beizutragen.

Anthropologische Vergleichen haben bis jetzt kaum stattgefunden. Auch ich habe nicht die Absicht, die gegenwärtige Untersuchung so weit auszudehnen, obwohl mir mancherlei Material dazu vorliegt. Einige Beziehungen werde ich allerdings berühren, indess eine volle Erörterung der in Betracht kommenden Verhältnisse würde eine eigene, weit ausgreifende Arbeit erfordern. In erster Linie wird es nöthig sein, die Tamilen von Ceylon in Vergleichung zu ziehen, zumal da die historischen Nachrichten bis zu den Zeiten Wijayos rückwärts zahlreiche Heirathen nicht bloß der Könige, sondern auch ihrer Dienstmannen mit malabarischen Frauen melden, ganz abgesehen von den früh beginnenden Einfällen und Ansiedelungen tamilischer Horden.

Trotz der spärlichen Berichte über die physischen Eigenthümlichkeiten der Tamilen läßt sich doch nicht bezweifeln, daß sie gleichfalls sehr dunkel, mehr oder weniger „schwarz“ und mit langem, schwarzem Haar ausgestattet sind. Im Uebrigen beschränken sich die Angaben auf die Betonung ihrer größeren Kräftigkeit und Activität. Es bleibt mir daher nur das spärliche craniologische Material, welches sich in der Sammlung des Hrn. Barnard Davis und der meinigen befindet. Dasselbe

¹⁾ Transactions of the Ethnological Society of London. New Series. 1863. Vol. II. p. 381.

²⁾ Zeitschrift für Ethnologie 1879. Bd. XI. Verhandl. der Berliner anthrop. Gesellsch. S. 167.

ist zu einer endgültigen Beantwortung der Frage von dem ethnologischen Verhältniß der Tamilen zu den beiden andern ceylonesischen Stämmen unzureichend, und meine Besprechung kann daher nur unter starken Vorbehalten vorgenommen werden.

Alle diese Schädel sind verhältnißmässig klein und sie würden auf nichts weniger, als auf eine kräftige Rasse schliessen lassen. Wie schon angeführt (S. 89), ist die mittlere Capacität der Tamilen-Schädel 1247 Cub.-Cm., also noch geringer als das Mittel der Weddas und als das der Sinhalesen. Schwerlich wird dies die Zahl sein, welche als die typische Stammeszahl anzusehen ist; sie hat meiner Meinung nach nur insofern Interesse, als sie zeigt, daß kleine Schädel bei allen Stämmen der Insel vorkommen können. Immerhin ist keiner darunter, welcher die Minimalzahl der Weddas erreicht.

Wesentlich erscheint dagegen der Unterschied in der Kopfform. Der tamilische Schädel ist, nach diesen Exemplaren zu urtheilen, hypsi-mesocephal, also ganz anders, wie der sinhalesische und der Wedda-Schädel. Sein Breitenindex beträgt 76,3, sein Höhenindex 76,8. Dem entsprechend ist sein querer Vertikalumfang gröfser, sein sagittaler Längsumfang kleiner. Auch in Bezug auf die Betheiligung der einzelnen Knochen an der Bildung des Schädeldaches zeigt sich ein erheblicher Unterschied: der Umfang der Hinterhauptsschuppe ist viel kleiner, dagegen der des Stirnbeins bedeutend gröfser (S. 90), als bei Sinhalesen, und noch mehr ausgesprochen bei Weddas. In der Basilaransicht (Taf. III. Fig. 5) ist die grofse Kürze des Hinterhaupts deutlich.

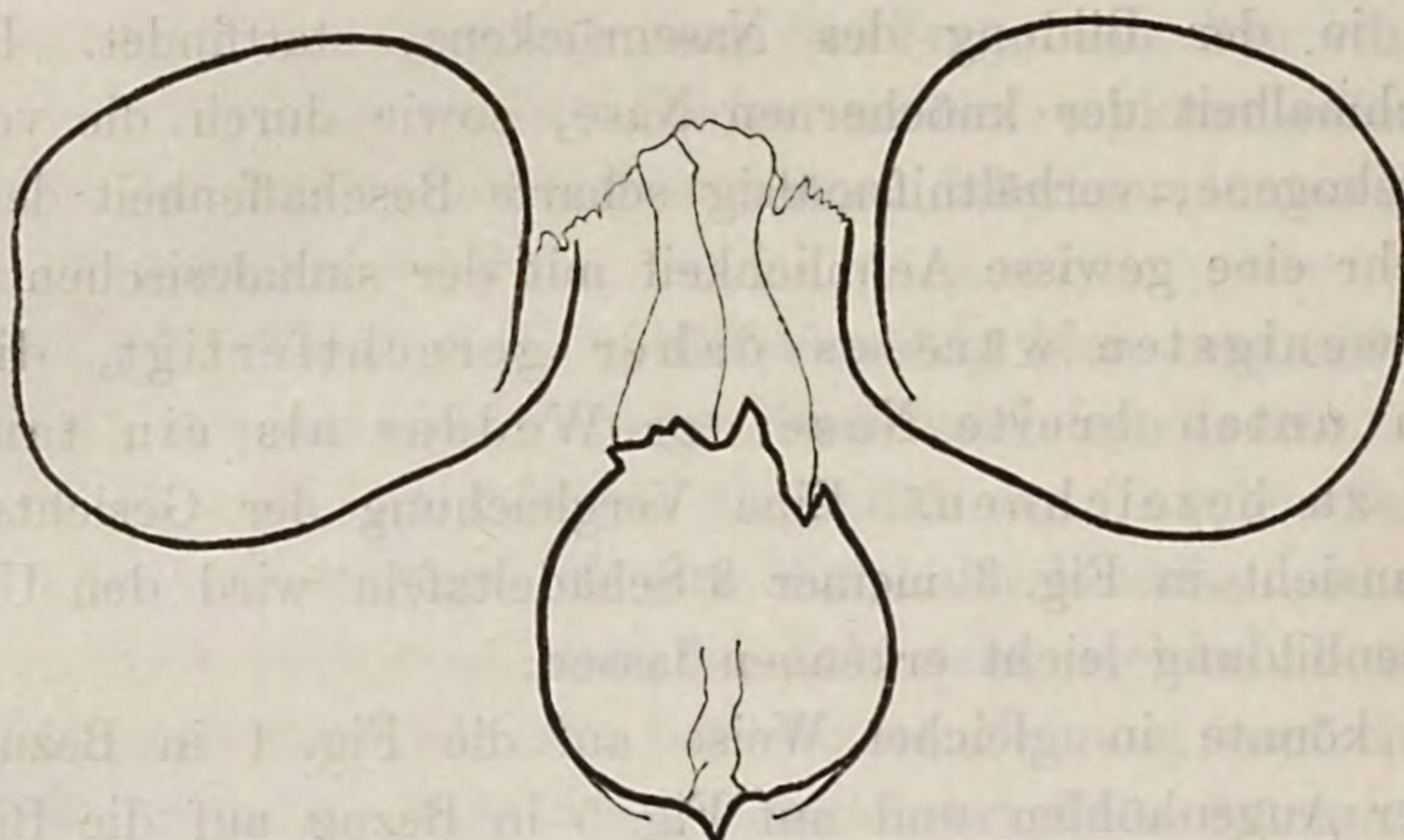
Ich muß danach aussagen, daß die Schädelform der Tamilen, soweit sie aus den in Betracht gezogenen Schädeln erkenntlich ist, eine Verwandtschaft weder mit den Weddas, noch mit den Sinhalesen anzeigt.

Die Verhältnisse des Gesichts lassen sich in Kürze in folgende Formeln zusammenfassen: Mesokonchie, Mesorrhinie, Mesoprosopie, Prognathie und Brachystaphylie. Dadurch entfernt sich das Tamilen-Gesicht ganz bestimmt von dem sinhalesischen und nähert sich mehr dem Wedda-Gesicht. Aber, wie ich schon erwähnt habe, hindert der für die Tamilen (51) und die Weddas (50—52) fast übereinstimmende Nasenindex keineswegs, daß die größte Verschiedenheit,

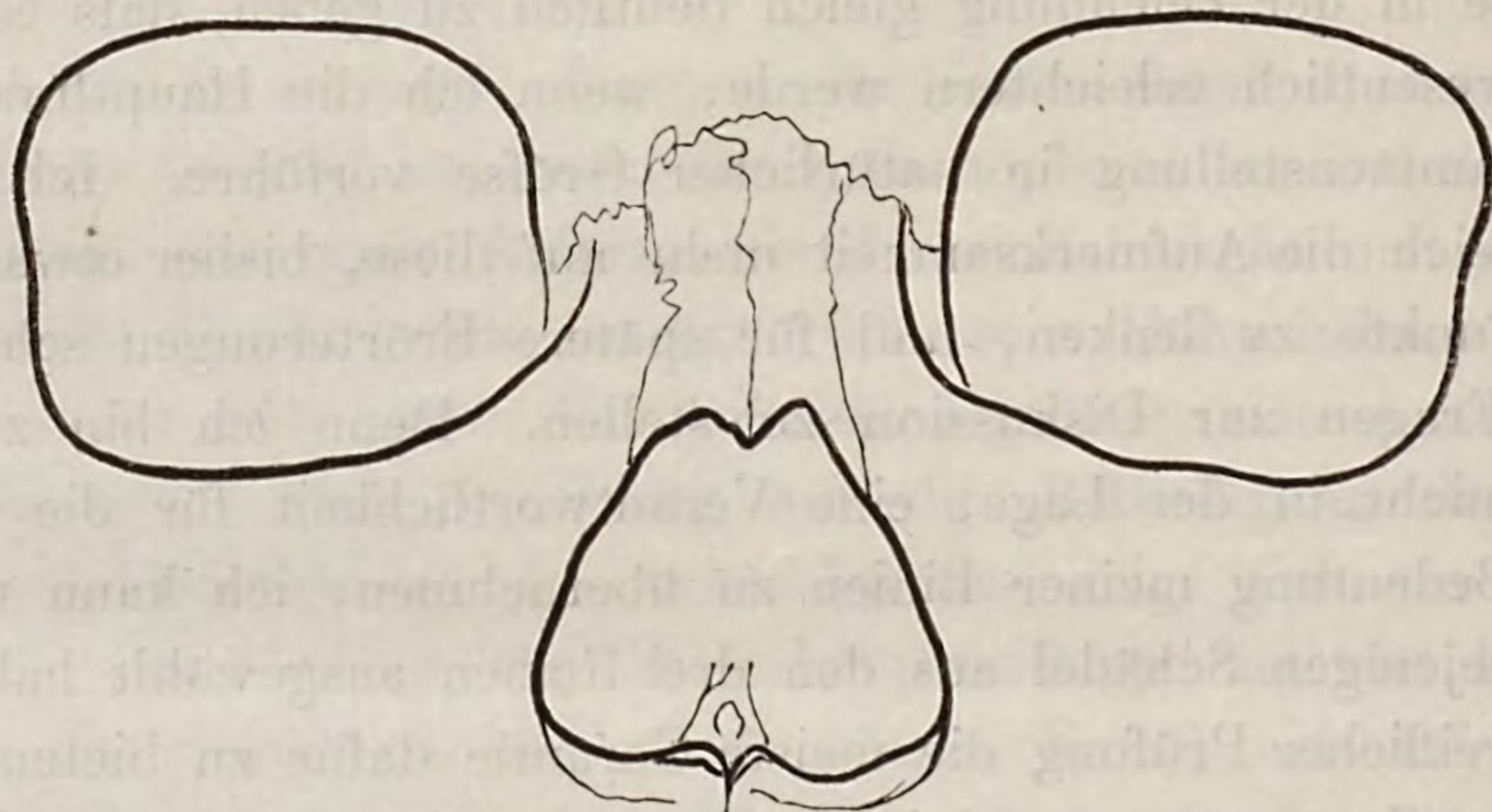
namentlich in der Bildung des Nasenrückens, stattfindet. Durch die grössere Schmalheit der knöchernen Nase, sowie durch die vortretende, wenig eingebogene, verhältnissmässig scharfe Beschaffenheit des Rückens tritt vielmehr eine gewisse Aehnlichkeit mit der sinhalesischen Nase hervor. Am wenigsten wäre es daher gerechtfertigt, die platte und nach unten breite Nase der Weddas als ein tamilisches Erbstück zu bezeichnen. Eine Vergleichung der Gesichtsprofile in der Seitenansicht in Fig. 3 meiner 3 Schädeltafeln wird den Unterschied in der Nasenbildung leicht erkennen lassen.

Ich könnte in gleicher Weise auf die Fig. 1 in Bezug auf die Bildung der Augenhöhlen und auf Fig. 5 in Bezug auf die Bildung des Gaumens verweisen. Indefs scheint es mir, bei der Schwierigkeit, diese Verhältnisse in der Zeichnung gleich deutlich zu geben, dass es das Verständniss wesentlich erleichtern werde, wenn ich die Hauptlinien in einfacher Zusammenstellung in natürlicher Grösse vorführe. Ich bezwecke damit zugleich die Aufmerksamkeit mehr auf diese, bisher etwas vernachlässigten Punkte zu lenken, und für spätere Erörterungen scharf vorgezeichnete Fragen zur Diskussion zu stellen. Denn ich bin zu meinem Bedauern nicht in der Lage, eine Verantwortlichkeit für die ethnognomonische Bedeutung meiner Linien zu übernehmen; ich kann nur sagen, dass ich diejenigen Schädel aus den drei Reihen ausgewählt habe, welche mir nach reiflicher Prüfung die meiste Garantie dafür zu bieten scheinen, dass sie den Stammestypus einigermaassen sicher wiedergeben.

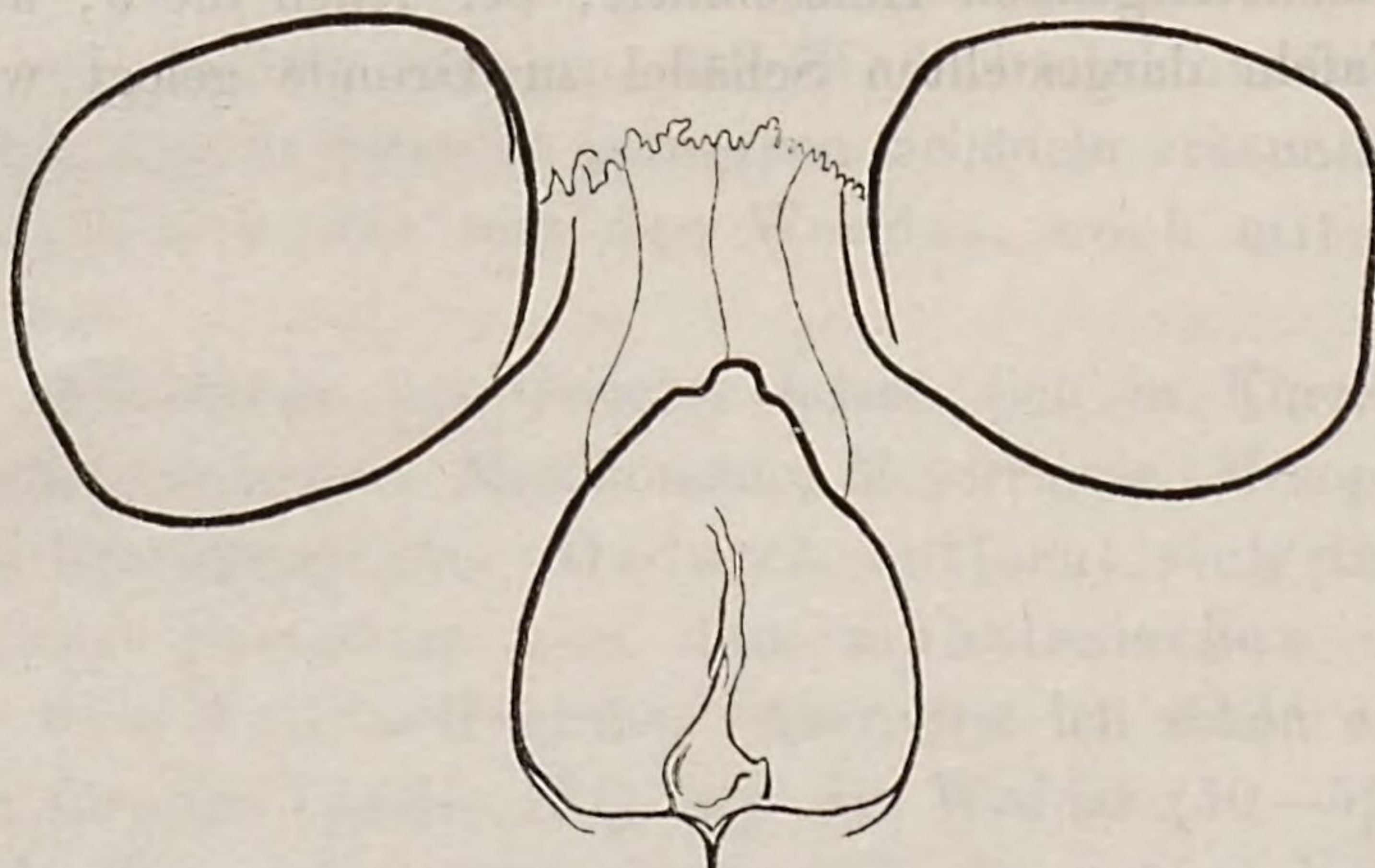
Die nächstfolgenden Holzschnitte, bei denen die 3, auf den beigegebenen Tafeln dargestellten Schädel zu Grunde gelegt worden sind,



Wedda.



Sinhalese.



Tamil.

zeigen die äusseren Umrisse der Augenhöhlen und der Nasen. Die Horizontale, nach welcher die Schädel, auch in den Tafel-Abbildungen, orientirt worden sind, ist die sogenannte „deutsche“ Horizontale, welche vom tiefsten Punkte des unteren Augenhöhlenrandes zum höchsten Punkte des oberen Umfanges des äusseren Ohrloches gezogen wird. Die Differenz in der Gestalt des Einganges zur Augenhöhle wird auf diese Weise ebenso ersichtlich, als die Verschiedenheit in der Entfernung der Augenhöhlen von einander und in der Stellung der Ränder des Orbitaleinganges zu der Horizontalen.

Die Maasse und Indices der betreffenden Augenhöhlen sind folgende:

	Breite:	Höhe:	Index:
Wedda	39 mm	33 mm	84,6,
Sinhalese	39 „	30 „	76,9,
Tamil	37 „	32 „	86,4.

Hier erscheint demnach die Wedda-Augenhöhle mesokonch, die sinhalesische chamaekonch, die tamilische hypsikonch. Die Differenz zwischen den beiden ersteren beruht ausschliesslich auf der geringeren Höhe, dagegen unterscheiden sich beide von der tamilischen durch ihre grössere Breite.

Mit dieser Verschiedenheit vergesellschaftet sich aber auch eine wesentliche Abweichung in der Biegung und dem Verlaufe der Ränder. Die Biegung ist am geringsten bei dem Sinhalesen, bei welchem die oberen und unteren Ränder nahezu geradlinig und einander parallel verlaufen, so daß, da auch der äussere Rand wenig ausgebogen ist, eine gedrückt viereckige Gestalt mit ausgerundeten Ecken herauskommt. Bei dem Wedda, wo die Augenhöhlen an sich am grössten sind, haben die Ränder eine ziemlich gleichmässige Ausbiegung, so daß sich die Form des Orbital-Einganges der runden nähert; nur ist die Diagonale von oben und innen nach aussen und unten grösser wegen der stärkeren Ausweitung gegen das Wangenbein hin. Bei dem Tamilen endlich, bei dem die Höhe dominirt, ist der obere Rand flach gewölbt und die Ausweitung gegen das Wangenbein stärker accentuirt; die Form des Orbital-Einganges wird dadurch eine mehr schiefovale.

Zu diesen Verschiedenheiten tritt die wesentlich differente Bildung der Stirn-Nasen-Gegend, welche aus folgenden Zahlen ersichtlich ist:

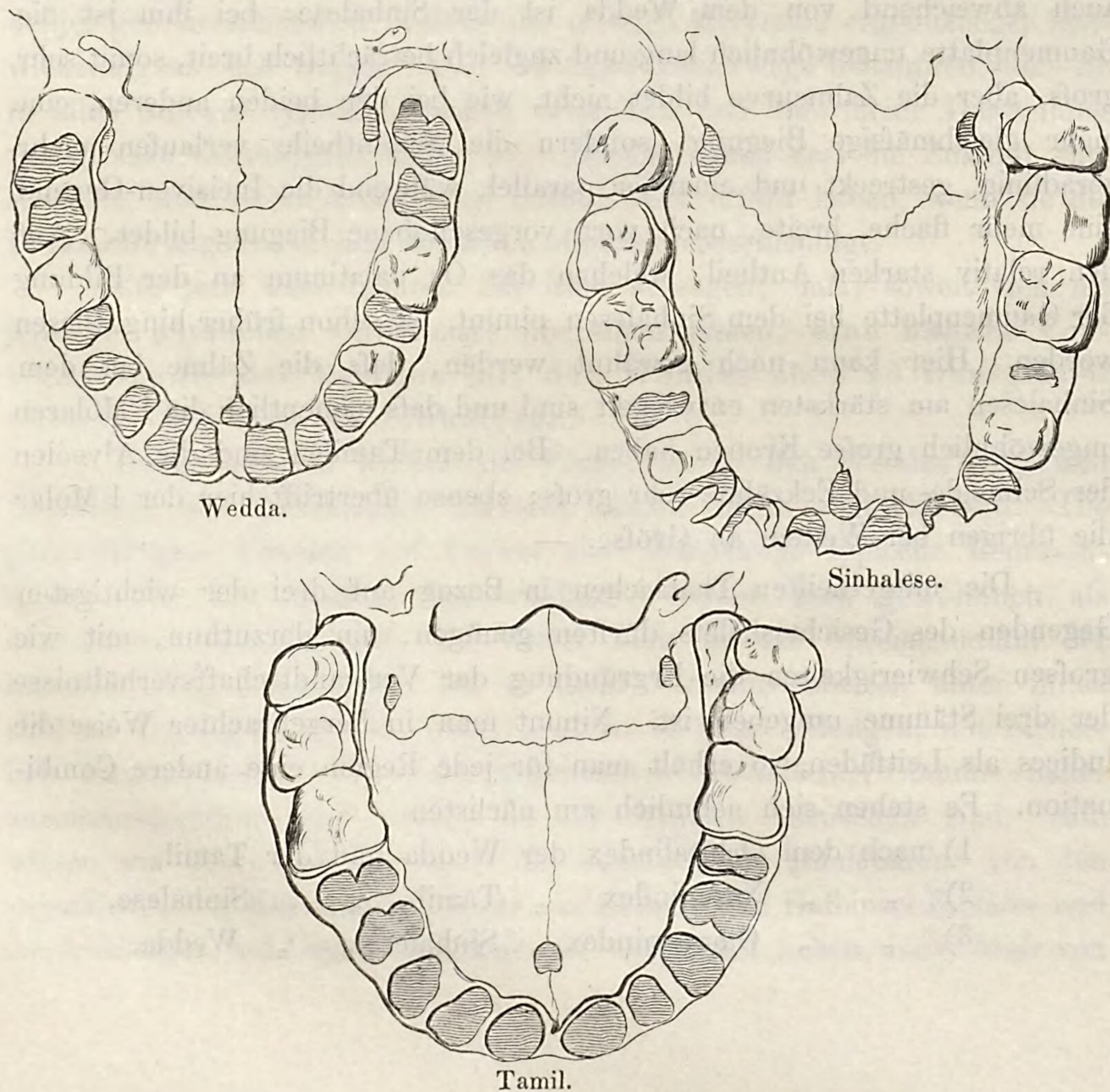
	Wedda:	Sinhalese:	Tamil:
Distanz der äußeren Orbitalränder (diam. biorbitaire)	95 mm	93 mm	90 mm,
Distanz der inneren Orbitalränder (diam. interorbitaire)	28 „	19 „	17 „
Untere Breite des Processus nasalis ossis frontis	23 „	25 „	21 „
Gerade Länge der Sutura nasofrontalis	9 „	13 „	12 „

Bei den Tamilen stehen die beiden Orbitae einander am nächsten: die Nasenwurzel ist schmal, aber stark vortretend, die Sutura nasofrontalis liegt tief und macht einen mehr geradlinigen horizontalen Verlauf, und der Nasenfortsatz des Stirnbeins, obwohl stark vorgewölbt und mit Spuren einer sehr gezackten Frontalnaht ausgestattet, ist in seiner Querausbildung wesentlich beeinträchtigt. Gerade umgekehrt ist die Entfernung der Orbitae bei dem Wedda am größten: der Nasenfortsatz des Stirnbeins, in welchem gleichfalls noch ein Nahtrest der Sutura frontalis persistirt, ist breit und voll; die Sutura nasofrontalis, obwohl kurz, springt stark nach oben in das Stirnbein in die Höhe und liegt daher sehr hoch, so daß selbst die Sutura maxillo-frontalis jederseits einen schrägen Verlauf nimmt; die Nasenwurzel selbst ist schmal und eingedrückt. Bei den Sinhalesen sind die Verhältnisse wiederum verschieden, jedoch denen bei dem Wedda ähnlicher: der Nasenfortsatz des Stirnbeins ist noch breiter und voller, die Stirnnasennaht mehr gleichmäßig gekrümmt und nach oben ausgreifend, daher höher gestellt, als bei dem Tamilen, die Entfernung der Orbitae am beträchtlichsten, die Nasenwurzel selbst breiter, als bei dem Sinhalesen, aber der Rücken am Ursprung mehr eingebogen, als bei dem Tamilen.

An der Nase ist die Form der Apertur bei dem Tamilen derjenigen bei dem Sinhalesen ähnlicher, als der bei dem Wedda. Die erstere hat eine Breite von 25, die letztere von 24, die bei dem Sinhalesen von 26 mm. So kommt es, daß die Nase des Tamilen und die des Sinhalesen platyrrhin, die des Wedda mesorrhin ist; die Indices lauten 53,1, 57,7, 50,0. Trotzdem ist die Wedda-Nase in ihrem Ansatz mehr abgeflacht und zurückgedrängt, die sinhalesische und tamilische dagegen vortretend, und zwar die tamilische mehr, als die sinhalesische. Der Eindruck der größeren Breite der Nasenwurzel bei dem Sinhalesen ist jedoch nur scheinbar; er wird dadurch hervorgebracht, daß die Nasenbeine mehr in das Niveau

der Stirnfortsätze der Oberkiefer zurücktreten und daher der ganze Raum zwischen den Augenwinkeln gleichmäßiger und flacher wird. In Wirklichkeit ist nicht nur die Nasenwurzel, sondern überhaupt die ganze knöcherne Nase des Wedda schmaler, als die der beiden anderen Schädel. Ich kann in dieser Beziehung nur von Neuem hervorheben, daß die Nasenindices, welche auf diese Weise aus dem Verhältniß zwischen Breite der Apertur und Höhe der ganzen Nase genommen werden, kein Bild der vortretenden Theile der Nase gewähren. Was die Apertur selbst betrifft, so ist sie bei dem Wedda, einigermaßen dem europäischen Schema entsprechend, birnförmig, bei den beiden anderen, besonders bei dem Sinhalesen, mehr dreieckig.

Eine weitere Vergleichung der linearen Begrenzungen mag die nachstehende Darstellung der Gaumenbildung ermöglichen:



Ich beginne auch hier mit den Zahlen:

	Länge:	Breite:	Index:
Wedda	48 mm	36 mm	75,0,
Sinhalese	53 „	40 „	75,4,
Tamil	49 „	43 „	87,7.

Darnach sind die Gaumen des Wedda und des Sinhalesen leptostaphylin, der des Tamilen brachystaphylin. Letzterer weicht in der That in der Bildung am meisten ab: seine große Breite und Kürze stehen zu der Schädelform in einem richtigen Verhältnisse. Ihm zunächst kommt, nicht im Index, wohl aber in der Form der Zahncurve, der Wedda-Gaumen, der sich am meisten dadurch unterscheidet, daß die Zahncurve nach hinten wiederum etwas zusammengeht und somit eine mehr hufeisenförmige Gestalt annimmt. Gänzlich verschieden von dem Tamilen, jedoch auch abweichend von dem Wedda ist der Sinhalese: bei ihm ist die Gaumenplatte ungewöhnlich lang und zugleich beträchtlich breit, somit sehr groß, aber die Zahncurve bildet nicht, wie bei den beiden anderen, eine mehr gleichmäßige Biegung, sondern die Seitentheile verlaufen mehr geradlinig, gestreckt und einander parallel, während die Incisiven-Gegend eine mehr flache, breite, nach vorn vorgeschobene Biegung bildet. Auf den relativ starken Antheil, welchen das Os palatinum an der Bildung der Gaumenplatte bei dem Sinhalesen nimmt, ist schon früher hingewiesen worden. Hier kann noch erwähnt werden, daß die Zähne bei dem Sinhalesen am stärksten entwickelt sind und daß namentlich die I Molaren ungewöhnlich große Kronen haben. Bei dem Tamilen sind die Alveolen der Schneide- und Eckzähne sehr groß; ebenso übertrifft hier der I Molar die übrigen bei Weitem an GröÙe. —

Die mitgetheilten Thatfachen in Bezug auf drei der wichtigsten Gegenden des Gesichtsskelets dürften genügen, um darzuthun, mit wie großen Schwierigkeiten die Ergründung der Verwandtschaftsverhältnisse der drei Stämme umgeben ist. Nimmt man in hergebrachter Weise die Indices als Leitfäden, so erhält man für jede Region eine andere Combination. Es stehen sich nemlich am nächsten

- 1) nach dem Orbitalindex der Wedda und der Tamil,
- 2) „ „ Nasenindex „ Tamil „ „ Sinhalese,
- 3) „ „ Gaumenindex „ Sinhalese „ „ Wedda.

Indeß darf man nicht vergessen, daß hier von jedem Stamme nur ein Individuum genommen ist, und daß schon aus den von mir angeführten Untersuchungen hervorgeht, daß die gewählten Individuen keineswegs in allen einzelnen Verhältnissen mit dem Mittel ihres Stammes übereinstimmen. So ist der Tamil platyrrhin, während das von mir gefundene tamilische Mittel mesorrhin war (S. 93). Entspricht dieses Mittel dem typischen Stammesverhältniß, so würde die Tamilen-Nase der Wedda-Nase mindestens so nahe stehen, wie der sinhalesischen. Und doch unterscheidet sie sich, wie ich des Weiteren dargethan habe, in allen anderen Beziehungen sowohl von der Wedda-, als von der Sinhalesen-Nase.

Bei der geringen Zahl von Schädeln, welche mir direkt zur Verfügung standen, und dem mehrfach defekten oder sonst zweifelhaften Zustande einzelner derselben war ich genöthigt, meine Abbildungen von denjenigen herzunehmen, welche die meisten Merkmale regelmässiger Entwicklung an sich tragen. Aber ich kann keineswegs behaupten, daß sie in allen Stücken typische Formen darstellen, und daß meine Darstellung vor großen Korrekturen sicher ist. Darüber kann erst die Zukunft entscheiden, und meine Arbeit wird ihren Zweck erfüllt haben, wenn sie die Herbeiführung neuen und besseren Materials beschleunigt.

Für jetzt kann ich nur das Eine aussagen, daß, soweit sich bis jetzt die physischen Verhältnisse übersehen lassen, eine nähere Verwandtschaft der Tamilen mit den Weddas eben so wenig hervortritt, als mit den Sinhalesen.

Damit ist nun freilich die Frage, ob in den Weddas oder den Sinhalesen ein dravidisches Element steckt, nicht abgeschlossen. Die gegenwärtigen Tamilen auf Ceylon sind keineswegs typische Repräsentanten aller der Stämme Vorderindiens, welche man gewöhnlich als dravidische zusammenfaßt. Je weiter man in das Specialstudium der letzteren eingedrungen ist, um so mehr Verschiedenheiten unter ihnen sind zu Tage getreten, und noch jetzt ist es nicht gelungen, mit Sicherheit nachzuweisen, welche der sogenannten dravidischen Stämme näher zusammengehören und welche als die reinsten anzusehen sind. Nun wissen wir aber, daß im Laufe der Jahrtausende „Malabaren“ von den verschiedensten Küstenstrichen der vorderindischen Halbinsel Einfälle und Ansiedelungen auf Ceylon versucht und ausgeführt haben, nicht bloß von

den nächsten Küstenpunkten aus, sondern auch von ganz nördlichen Bezirken (S. 29). Ehe man ein entscheidendes Urtheil ausspricht, müßten alle diese Stämme der Reihe nach verglichen werden.

Zu einer derartigen Vergleichung ist hier nicht der Ort. Auch würde das vorhandene Material dazu nicht ausreichen. Ich will mich darauf beschränken, auf die Erörterungen des Hrn. Callamand¹⁾ über die Maravars hinzuweisen und ein eigenes Beispiel anzuführen. Durch Vermittelung des Hrn. F. Jagor erhielt ich von Dr. Burnell 3 Schädel niederer Kasten von Tanjore, also gerade aus der Gegend, welche dem Chóla oder Solí (Sollee) der sinhalesischen Annalen entspricht (S. 29). Von diesen 3 ist der eine, welcher durch eine große hintere Gaumenspalte ausgezeichnet ist, so abweichend gebildet, daß er als pathologisch ausgeschieden werden muß. Die beiden anderen dagegen sind sich bis auf die allerdings auch ganz verschiedene Gaumenbildung höchst ähnlich, wie aus der Aufzählung der Hauptindices hervorgeht:

Breitenindex	73,3	75,4,
Höhenindex	76,1	78,2,
Orbitalindex	85,3	80,4,
Nasenindex	51,0	50,0,
Gaumenindex	73,0	90,0.

Genau genommen stimmen nur die Höhen- und die Nasenindices gut überein: beide Schädel sind hypsicephal und mesorrhin. Dagegen finden sich bei allen anderen Indices Differenzen, welche eine Einordnung der beiden Schädel je nach den besonderen, in Betracht gezogenen Verhältnissen in andere Kategorien nothwendig machen. Der eine ist dolichocephal, der andere mesocephal, — was ist hier das Typische? Der eine ist hypsikonch, der andere mesokonch, der eine leptostaphylin, der andere brachystaphylin. Wonach soll hier entschieden werden?

Freilich kann man sagen, daß in solchen kleinen Vergleichungen der Zufall der Zahlen nicht selten eine höhere Bedeutung erlangt, als ihm zukommt. Die Differenz der Breitenindices ist z. B. genau eben so groß, nemlich 2,1, wie die Differenz der Höhenindices, und doch bedingt jene eine Zuordnung des einen Schädels zu den Dolichocephalen, des

¹⁾ Revue d'anthropologie. 1878. Sér. II. T. I. p. 607.

andern zu den Mesocephalen, weil zufällig die Grenzzahl zwischen beiden Bezeichnungen 75 ist und diese Zahl zwischen 73,3 und 75,4, den beiden Indices, liegt; dagegen hindert die gleichgroße Differenz der Höhenindices nicht, daß beide Schädel derselben Kategorie, nemlich den Hypsicephalen, zugewiesen werden, da sowohl die Zahl 76,1, als 78,2 innerhalb der angenommenen Extreme liegt. Welche dieser Zahlen mehr, welche weniger zufällig ist, vermag ich nicht zu entscheiden, und das Berechnen eines Mittels aus den 2 Einzelfällen würde zu der Entscheidung nichts beitragen.

Trotzdem kann ich sagen, daß die Tanjore-Schädel den Tamilen von Ceylon verhältnißmäßig nahe stehen. Auch bei diesen fand ich nicht geringe individuelle Verschiedenheiten, und zwar im Breitenindex genau dieselben. Denn der letztere betrug bei den 3 Tamilen-Schädeln 72,0, 74,8 und 75,3. Im Uebrigen aber sind so viele Analogien zwischen beiden Gruppen vorhanden, daß ich, trotz des abweichenden, pathologischen Schädels von Tanjore, die Zusammengehörigkeit der Leute von Tanjore mit den heutigen Tamilen von Ceylon für sehr wahrscheinlich halte.

Allein das Königreich Chóla oder Solí war schon im Alterthume ein „civilisirter“ Staat. Neben demselben erscheinen schon früh die wilden Bergstämme der Nilagerris, welche sich in ihren Resten noch bis auf die heutige Zeit erhalten haben, namentlich die Kurumbas (Curumbar, Kurubas). Sie wurden von den Königen von Chóla unterworfen und existiren gegenwärtig nur noch in dürftigen Ueberresten¹⁾. Eine Reihe von Messungen und sonstigen Untersuchungen über diese Leute verdanken wir Hrn. F. Jagor²⁾, darunter auch einige über die halbwild in den Wäldern lebenden Naya-Kurumbas. Von letzteren hat derselbe auch ein Skelet mitgebracht, welches im Besitz der Berliner anthropologischen Gesellschaft ist. Dasselbe gehörte einem Weibe an und zeichnet sich durch seine ungewöhnliche Zartheit und Kleinheit aus. Es hat eine Höhe von 1310 mm und der Schädel ergiebt folgende Indexzahlen:

¹⁾ James Wilkinson Breeks. An account of the primitive tribes and monuments of the Nilagiris. London 1873. p. 55.

²⁾ Zeitschrift für Ethnologie 1879. Bd. XI. S. 54 folg.

Breitenindex	74,6,
Höhenindex	74,6,
Gesichtsindex	81,8,
Orbitalindex	91,1,
Nasenindex	63,8,
Gaumenindex	64,0.

Es ist also ein orthodolichocephaler, chamaeprosoper Schädel, der hypsikonch, hyperplatyrrhin und leptostaphylin ist. Sein Rauminhalt beträgt nur 960 Cub.-Cm., genau dasselbe nannocephale Maafs, welches Hr. Flower bei dem kleinsten Wedda-Schädel des Hunter'schen Museums ermittelte und welches er für das überhaupt kleinste eines menschlichen Schädels in dieser Sammlung erklärt (S. 49). In der That fordert dieses Skelet zu Vergleichen mit den Weddas auf. Die Schädelmaafse zeigen eine große Uebereinstimmung, während die Tamilen, sowohl von Ceylon, als von Tanjore, namentlich im Höhenindex, wesentlich abweichen. Die Gesichtsbildung ist von beiden, sowohl von den Weddas, als auch von den Tamilen verschieden, jedoch von den Weddas nicht so sehr, daß eine ethnologische Trennung als sicher bezeichnet werden könnte.

Die Messungen des Hrn. Jagor an Lebenden ergaben im Großen ähnliche Verhältnisse, obwohl einzelne erhebliche Abweichungen vorkommen, welche nicht wohl mehr aufgeklärt werden können. Bei den Naya-Kurumbas fand er durchweg geringe Körperhöhe, und obwohl darunter sehr jugendliche Individuen waren, so zeigten doch ältere, hier ausschließlich Weiber, eher noch kleinere Formen. Ich stelle die Zahlen kurz zusammen:

	Körperhöhe:	Schädelindex:
19jähriger Mann	1435 mm	69,4,
15jähriges Mädchen	1402 mm	71,0,
25jährige Frau	1345 „	—
45 „ „	1305 „	82,4,
Mittel der Frauen	1350 mm.	

Bei den „weniger wilden“ Kurumbas ergaben sich folgende Zahlen:

	Körperhöhe:	Schädelindex:
18jähriger Mann	1492 mm	72,6,
23 „ „	1515 „	73,1,

27jähriger Mann	1529 mm	80,2,
30 „ „	1523 „	69,8,
50 „ „	1589 „	—

Mittel der Männer 1529 mm.

22jährige Frau	1470 „
50 „ „	1410 „

Mittel der Frauen 1440 mm.

Inwieweit der Unterschied in der Körperhöhe ein durchgehender ist, läßt sich nicht beurtheilen; jedenfalls sind die Frauen in beiden Stämmen nicht nur kleiner, sondern auch absolut klein. Aber man wird auch die Kurumbas überhaupt als klein ansehen müssen. Hr. Ross King¹⁾ hebt in seiner Beschreibung der Aboriginer-Stämme der Nilagerris die Kurumbas als ganz besonders verkümmerte Wesen hervor: low in stature, they are also ill-made. They are among the most debased types of mankind. Die Kopfindices sind in beiden, vorher angeführten Reihen dolichocephal und zwar in sehr ausgeprägter Weise. Der Umstand, daß in jeder Reihe ein brachycephaler Kopf vorkommt, ist vielleicht der Erschwerung des Messens an Lebenden zuzuschreiben.

Ich gehe auf diese Erörterung nicht weiter ein. Es lag mir vorläufig nur daran zu zeigen, daß die Körperbeschaffenheit der Tamilen, auch unter Heranziehung derer von der Küste Coromandel, nicht genügt, um an ihnen den dravidischen Typus vollständig darzustellen. Dicht neben ihnen, im Gebirge Vorderindiens, stoßen wir auf andere Dravidas, welche allem Anschein nach wesentlich verschieden sind. Will man also Beziehungen der Weddas und vielleicht selbst der Sinhalesen mit dravidischen Indiern aufsuchen, so wird es gerathen sein, über die Küstenbevölkerung hinauszugehen und die Bergstämme mit in Vergleichung zu ziehen.

Nun ist aber auch damit die Erörterung nicht an ihr Ende gelangt. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind auch die jetzigen Bergstämme noch nicht die eigentlichen Aboriginer Vorderindiens. So werden in der Tradition neben den Kurumbas als älteste Bewohner von Tondamandalam (Madras) die Vedars genannt; von ihnen, soweit es scheint, wird gesagt:

¹⁾ Journal of Anthropology. 1870—71. London p. 46.

There were then no forts, only huts; no kings, no religion, no civilization, no books; men were naked savages; no marriage institutions¹⁾. Ich will auf den Namen der Vedars, der wahrscheinlich gleichfalls Jäger bedeutet, kein Gewicht legen, indess ist die Erwähnung solcher Aboriginer immerhin bemerkenswerth, da auch in dem ältesten indischen Epos, dem Ramayana, von Kämpfen Vishnu's mit fabelhaften Asurs die Rede ist, die man sich als die Urbevölkerung Vorderindiens und auch Ceylons zu denken hat. Rama selbst, der von Oude stammen soll, führt Krieg gegen Rawana, den König von Ceylon (Lanka) und Vertreter des Yakkho- und Rakshasas-Dienstes, und überwältigt ihn. Sonderbarerweise hat sich bei den Hayas (Vayas, Haius) in Nepal eine Tradition erhalten, daß sie zur Zeit, als Rawana erschlagen wurde, von Ceylon nach dem Dekkhan auswanderten und später von da nach Samroanghar und endlich in die Berge ihrer jetzigen Heimath kamen²⁾. Dasselbe erzählen die Varalis, welche die Berge von Konkan bewohnen³⁾, von ihrem Stamme. Alle diese Ueberlieferungen haben natürlich keinen entscheidenden Werth für die Diagnostik der verschiedenen Stämme, aber sie müssen uns davor warnen, die Untersuchung über die Aboriginerstämme Ceylons und Indiens einfach nach groben linguistischen Merkmalen oder nach den physischen Merkmalen einzelner, besser bekannter Stämme abzuschließen. Gleichviel, ob man die älteste Bevölkerung Ceylons über die schmale Meeresstrecke, welche die Insel von Vorderindien trennt, auf Fahrzeugen einwandern oder sie schon vor der so oft vermutheten und durch die Fauna Ceylons höchst wahrscheinlichen Abtrennung der Insel vom Festlande präexistiren läßt, so wird man sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß sie mit indischen Aboriginerstämmen in einer näheren Beziehung stehen muß. Ob dieses altdravidische oder noch vordravidische Stämme waren, läßt sich im Augenblick nicht mit Sicherheit bestimmen.

¹⁾ Brecks l. c. p. 55. Prichard l. c. IV. p. 182.

²⁾ Dalton. Beschreibende Ethnologie von Bengalen, bearbeitet von Oscar Flex. Zeitschrift für Ethnologie. 1874. Bd. VI. S. 229.

³⁾ Louis Rousselet. Tableau des races de l'Inde centrale. *Révue d'anthropologie*. Paris 1873. T. II. p. 69.

Die Ueberlieferungen, soweit sie auch zurückgehen mögen, gewähren in dieser Beziehung nur spärliche Aufklärung. Hr. Zimmer¹⁾ hat neuerlich aus den vedischen Büchern eine umfassende Darstellung der Völkerverhältnisse Indiens in der Vorzeit geliefert, aber sie ergiebt kaum einen näheren Anhalt für die Beurtheilung der vorarischen Zustände. Als die „hellhäutigen“ Arier vom Penjab aus in das spätere Hindostan einbrachen, trafen sie dasselbe von zahlreichen Stämmen der „schwarzen Haut“ besetzt. In den Veden werden dieselben mit dem generischen Namen der Dasyu oder Dasa bezeichnet. Ein großer Theil derselben wurde in dem Maasse, wie die Eroberer weiter im Gangesthal vordrangen, beiderseits in die Berge zurückgeworfen, nördlich in den Himalaya, südlich in die Vindhya; die, welche sitzen blieben, wurden als Sudras in die Organisation der Arier mit aufgenommen. Nichts steht daher der Annahme entgegen, daß die Bergvölker im Allgemeinen den Aboriginerstämmen angehören. Aber nichts zwingt auch dazu, alle diese Stämme der Dasyu für homophyl zu halten. Hat man doch in neuerer Zeit angefangen, schon der Sprache nach die Dravidier von den kolarischen Stämmen²⁾ zu trennen. Sollte einem so wichtigen linguistischen Gegensatz gegenüber eine physische Uebereinstimmung angenommen werden? Am kühnsten sind in dieser Beziehung die französischen Anthropologen vorgegangen. Hr. Rousselet³⁾ läßt mit großer Bestimmtheit vor der arischen Invasion eine Einwanderung von tibetanischen Stämmen der gelben Rasse vom Osten und eine andere von Turaniern vom Westen her erfolgen, aber er nimmt vor beiden schon eine Bevölkerung von Negritos an. Aus der Vermischung der letzteren mit gelben Stämmen läßt er zunächst Protodravidier hervorgehen, und zu diesen rechnet er die Malers, die Konds, vielleicht die Gounds; erst, als neu nachrückende Schaaren sich wiederum mit diesen Protodravidiern mischten, entstanden nach seiner Meinung die eigentlichen Dravidier oder Tamilen. Sie brachten den Schlangendienst (Nagas) mit sich. Aus der Einwanderung der Turanier

¹⁾ Heinrich Zimmer. Altindisches Leben. Die Cultur der vedischen Arier. Berlin 1879. S. 100 folg.

²⁾ Dalton. Zeitschrift für Ethnologie a. a. O. S. 252.

³⁾ Rousselet l. c. p. 55, 279. Pl. III.

dagegen entstanden in der Ebene die Jats, im Gebirge die Bhils, Minas, Mhairs. Als letzte Reste der schwarzen Vorbevölkerung betrachtet er die zerstreuten Reste einer kleinen, schwarzen Bevölkerung auf den Hochplateaus des Amarkantak, die unter dem Namen der Djangals, Puttuas und Juangas bekannt geworden sind. Sonderbarerweise sind dies gerade solche Stämme, welche schon Sir Tennent und Mr. Bailey (S. 110) zur Vergleichung mit den Weddas herangezogen hatten. Aber von den Juangas (Dschuangs) berichtet Colonel Dalton, daß sie zu den Kolariern gehören, daß ihr Haar grob und gekräuselt, röthlich braun, ihre Backenknochen vorspringend, das Gesicht platt, die Nase gedrückt, die Stirn senkrecht, aber niedrig sei; die Durchschnittshöhe der Männer giebt er auf unter 5, die der Frauen auf 4 Fufs 8 Zoll an¹⁾. In dieser Schilderung sind eben so viel mongolische, als Negrito-Züge enthalten.

Wenn ich daher immer noch grofse Bedenken gegen die Zulässigkeit der Unterscheidungen des Hrn. Rousselet und namentlich gegen die Annahme einer wahren Negrito-Rasse in Indien als einer aboriginalen hege, so will ich doch dem Gedanken in keiner Weise entgegentreten, daß auch schon die Stämme „der schwarzen Haut“, welche die Arier im Gangesthal vorfanden, gemischte waren. Wie viel mongolisches, turanisches oder Negritoblut in ihnen flofs, muß wohl vor der Hand noch dahingestellt bleiben. Aber das ist gewifs nicht unwahrscheinlich, daß nicht alle Dasyu Dravidier waren und daß auch schon vor den Proto-dravidiern des Hrn. Rousselet vordravidische Stämme im Lande gesessen haben. Weder die Mongolen, noch die Turanier geben eine genügende Erklärung für die kleinwüchsigen Stämme der „schwarzen Haut“, auf welche schon die Erzählung des Plinius²⁾ von den, in den Gebirgen des Landes der Prasier wohnenden Pygmäen hindeutet. Die Nachrichten, welche bis jetzt über dieselben vorliegen, sind leider so mangelhaft, daß sie sich für jede Ansicht verwerthen lassen. Die Herren de Quatrefages

¹⁾ Die Juang-Weiber tragen noch jetzt als Bekleidung nur Baumzweige, welche durch einen Gurt zusammengehalten werden. Insofern gleichen sie den Wanne-Weddas (oben S. 26). Aber nach den Citaten des Hrn. Jagor (a. a. O. S. 167) haben auch die Weiber der Koragars, einiger Gond-Gruppen und der Chauchwa in Vorderindien nur Blätterbekleidung.

²⁾ Plinius. Natur. hist. Lib. VI. c. 22.

und Hamy¹⁾ haben eine Zusammenstellung der Berichte über die „Negritos Indiens“ geliefert, aus welcher sie mit Bestimmtheit folgern, daß an sehr verschiedenen Stellen des Landes noch jetzt wahre Negritos vorhanden seien. Ich kann diesen Beweis nicht als genügend erachten, wenngleich ich nicht in Abrede stelle, daß die Frage eine discutable ist. Meine Bedenken dagegen will ich nur an einem Beispiele kurz erörtern, das freilich nicht von Indien, sondern von wahren Negritos der Nachbarschaft hergenommen ist.

Die sogenannte Negrito- (oder Mincopie-) Rasse, welche in verschiedenen, zum Theil sehr zerstreuten Gliedern östliche Nachbargebiete, namentlich verschiedene Inselgruppen und Theile der Halbinsel Malacca bewohnt, zeigt unzweifelhaft durch ihre dunkle Hautfarbe, sowie durch die Kleinheit der Statur und namentlich des Kopfes eine auffällige Annäherung an Weddas und Kurumbas. Als räumlich nächstes Glied sind die kleinen Schwarzen zu erwähnen, welche die Andamanen bewohnen. In der That hat Hr. Hartshorne²⁾ auf gewisse Analogien zwischen Weddas und Andamanesen hingewiesen. Allein seine Hinweise beziehen sich ausschließlich auf einzelne Gebräuche und Fähigkeiten, z. B. auf den Gebrauch von Bogen und Pfeilen, auf das mangelhafte Zählen; sie berühren das physische Gebiet nirgends. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß die Andamanesen durch die vorher aufgeführten Merkmale auch physisch den Weddas nahe stehen. Nach den Messungen des Hrn. F. Jagor³⁾ an Lebenden berechne ich die Körperhöhe der Andamanesen im Mittel von

17 Männern zu 1488 mm,

10 Weibern zu 1416 „

27 Andamanesen zu 1462 mm.

Dabei betrug das Minimum bei einem 20jährigen Manne 1350, bei einer 24jährigen Frau 1320, das Maximum bei einem 40jährigen Manne 1636, bei einer 20jährigen Frau 1504 mm. Das sind Verhältnisse, welche

¹⁾ A. de Quatrefages et Ernest T. Hamy. *Crania ethnica*. Livr. V. p. 189.

²⁾ *Journal of the Anthropol. Institute of Great Britain and Ireland*. 1878. Vol. VII. p. 468.

³⁾ *Zeitschrift für Ethnologie* 1875. Bd. VII. Verhandl. der anthropol. Gesellsch. S. 262. Desgl. die englischen Angaben im *Journ. Anthropol. Instit.* l. c. p. 437.

zum Theil noch unter das für die Weddas gefundene (S. 42) Maafs heruntergehen, im Grofsen demselben gleichkommen. Was die Capacität des Schädels betrifft, so ist dieselbe durchschnittlich sehr gering: ich kann nach Messungen an Andamanesen-Schädeln, welche ich der Güte der Herren Macnamara und Man verdanke, mittheilen, dafs dieselben bis an, ja noch unter das Maafs von Nannocephalie heruntergehen, welches die Weddas und die Kurumbas darbieten. Einer meiner Schädel hat eine Capacität von nur 940 Cub.-Cm; ein anderer zeigt 970, ein dritter 1050 Cub.-Cm.

So ähnlich diese Zahlen denen der Weddas sind, so grofs ist die Differenz, welche die Schädelform darbietet. Die Andamanesen sowohl, wie die Negritos überhaupt, sind wesentlich brachycephal, und schon dieser Umstand unterscheidet sie definitiv von allen ceylonesischen Rassen. Nimmt man dazu, dafs ihr Haar in Spiralrollen wächst und sich dem Wollhaar der eigentlichen Neger anreihet, so fällt jede Möglichkeit einer Vereinigung mit den Weddas fort, wenn man nicht annehmen will, worauf ich noch zurückkommen werde, dafs klimatische Einflüsse gerade das Haar stark beeinflusst haben. Indefs dürfte auch die Hautfarbe erhebliche Unterschiede darbieten, da sie von den meisten Bericht-erstattem als rein schwarz bei den Andamanesen, dagegen von vielen Beobachtern als heller bei den Weddas, ja von dem sehr zuverlässigen Davy sogar als der der Sinhalesen ähnlich (S. 40) geschildert wird.

Noch viel weniger Analogie besteht zwischen Weddas und Australiern. Könnte man allenfalls hervorheben, dafs das Kopfhaar, vielleicht auch das Barthaar der Australier ähnlich beschaffen ist, wie das der Weddas, so lehrt doch ein Blick auf die Schädel und noch mehr auf die Skelette der Australier, dafs hier grofse und unverkennbare Gegensätze bestehen. Trotzdem hat noch neuerlich Hr. Topinard¹⁾ die australische Verwandtschaft sowohl der Weddas, als der Bhils, Gonds, Khonds, Mundas, Kurumbas u. s. w. sehr bestimmt betont. Ich darf auch in dieser Beziehung auf die in ausreichender Zahl beigebrachten Gegengründe seines Landsmannes, des Hrn. Callamand²⁾ verweisen.

¹⁾ Paul Topinard. *L'anthropologie*. Paris 1877. p. 521.

²⁾ Callamand l. c. p. 624.

Ungleich complicirter ist die Frage, ob nicht etwa malayische Elemente in die Urbevölkerung Ceylons eingetreten sind, wie man aus den Schiffseinrichtungen (S. 32) nicht ohne einen materiellen Grund geschlossen hat. Der Umstand, daß die Malayen ihre Besiedelungen noch viel weiter, z. B. bis Madagascar ausgedehnt haben, legt den Gedanken nahe, daß sie auf Ceylon eine Art von Zwischenstation gegründet haben könnten. Indefs sind naheliegende physische Merkmale für eine solche Verwandtschaft nicht vorhanden, und ich möchte daher um so weniger auf eine weitere Besprechung dieser Möglichkeit eingehen, als der vielfach vermuthete Zusammenhang der Malayen mit altindischen Bevölkerungen ohnehin eine derartige Untersuchung in schwerster Weise belastet. Die einzige neuere Angabe über eine physische Aehnlichkeit zwischen Sinhalesen und Malayen, welche ich finde, ist von einem amerikanischen Missionar in China, Mr. Williams¹⁾, der bei den ersteren a Malay expression of countenance bemerkt zu haben glaubte.

Thatsächlich werden wir durch die voraufgehenden Erörterungen als nachgewiesen ansehen dürfen:

- 1) daß zwischen Weddas und Sinhalesen vielfache Aehnlichkeiten bestehen, und daß die Entstehung der sinhalesischen Rasse aus einem Gemisch von Weddas und indischen Einwanderern sowohl aus historischen, als auch aus anthropologischen Gründen die Wahrscheinlichkeit für sich hat;
- 2) daß sowohl die Weddas, als die Sinhalesen sich in Hauptstücken sowohl von den Tamilen Ceylons, als von denen von Tanjore (Chóla) unterscheiden;
- 3) daß dagegen unter den Resten der älteren dravidischen oder vielleicht schon vordravidischen Stämme Vorderindiens sich noch jetzt Analogien mit den Weddas nachweisen lassen.

¹⁾ United States Exploring Expedition during the years 1838—42. Vol. IX. Pickering. The races of man. Philadelphia 1848. p. 136.

Sind nun die Weddas in dem Zustande dieser altdravidischen oder vordravidischen Bevölkerung stehen geblieben? oder sind sie in ihrer Isolirung in einen Zustand niederer Art versunken, als derjenige war, den sie ursprünglich einnahmen? Mit anderen Worten, sind sie ethnologisch zu verwerthen, um das Bild dieser uralten Periode neu auszumalen, oder nicht?

An früheren Stellen (S. 15, 28, 99) habe ich dargelegt, warum es nicht anzunehmen ist, daß die Weddas jemals in einem Zustande höherer Civilisation sich befunden haben. Wollte man trotz der, wie mir scheint, zwingenden Gründe, welche zu dieser Auffassung führen, doch annehmen, sie seien vermöge ihrer ungünstigen äußeren Lebensverhältnisse nach und nach körperlich herabgekommen, und der niedere, geistige Zustand, in dem sie sich jetzt befinden, sei die Folge der verschlechterten körperlichen Einrichtung, so müßte man sich vorstellen, sie seien ein pathologischer Stamm. Die Kleinheit und Zartheit ihres Knochenbaues, vor Allem die geringe Gröfse ihres Schädels und die daraus abzuleitende Kleinheit ihres Gehirns könnte in der That die Hypothese nahe legen, sie seien eine Art von Cretinen oder Mikrocephalen.

Unzweifelhaft muß das Gehirn der Weddas sehr klein sein. Eine direkte Bestimmung desselben besitzen wir nicht, und eine Berechnung ist sehr unsicher. Hr. v. Bischoff¹⁾ hat die Ungenauigkeit der vorgeschlagenen Methode, das Hirngewicht nachträglich aus dem Maafs der Schädelcapacität zu berechnen, ausführlich nachgewiesen. Indefs kann man der Methode einen wenigstens approximativen Werth beilegen, und ich will nachstehend einige solche Berechnungen aufstellen. Die erste ist nach der Methode des Hrn. Barnard Davis, der für die Hirnhäute, Gefäße u. s. w. 15 pCt. von der Zahl für die Schädelcapacität in Abzug bringt und den Rest als Hirngewicht anspricht. Die zweite ist nach den Bestimmungen des Hrn. v. Bischoff, welcher ermittelte, daß die Capacität des trockenen Schädels bei Männern um 11,9, bei Weibern um 8,8 pCt. Cubikcentimeter größer sei, als das Gewicht des Gehirns an Grammen betrage. Darnach wäre das Hirngewicht der Weddas

¹⁾ Theodor L. W. v. Bischoff. Das Hirngewicht des Menschen. München 1880. S. 66.

nach der Methode von Davis:		nach den Bestimmungen von Bischoff:	
bei Männern	1136 Gramm		1177 Gramm,
„ Weibern	1021 „		1105 „
im Mittel 1072 Gramm,			
bei No. 679 Flower	816 „		875 Gramm.

Diese Zahlen, so ungenau sie auch sein mögen, bezeichnen doch einen höchst auffälligen Gegensatz gegen die Gehirnverhältnisse der Cultur-Rassen, ja die Zahlen für das nannocephale Mädchen sind so klein, daß man allen Grund hat zu fragen, ob dies noch physiologische Verhältnisse seien. Nimmt man dazu die scheinbar so geringe Befähigung der Weddas zu geistiger Entwicklung, die fast vollständige Abwesenheit aller idealen Richtungen des Denkens, die Unfähigkeit zum Zählen und noch mehr zum Rechnen, den Mangel des Farbensinns, so liegt die Frage scheinbar nahe, ob dies nicht schon Mikrocephalie im pathologischen Sinne sei. Wir können diese Frage bestimmt verneinen: so wenig der kleine Wedda-Schädel ein Mikrocephalen-Schädel im technischen Sinne dieses Wortes ist, so wenig entspricht das geistige Wesen der Weddas dem geistigen Zustande der Mikrocephalen. Die Individualität der Weddas ist auch in psychischer Beziehung bis zur völligen Selbständigkeit entwickelt. Soweit ihre Bedürfnisse es erfordern, haben sie ihre Fähigkeiten ausgebildet und sind sie im Stande, den ererbten Gewohnheiten gemäß für sich selbst und die Ihrigen zu sorgen. Sie gründen ihren Familienstand, sie wahren ihr freilich sehr unbestimmt begrenztes Eigenthum, sie schaffen sich, zum Theil mit großer Anstrengung und Schlaueit, die nöthige Nahrung, sie verkehren selbst, soweit sie es nicht umgehen können, mit Nachbarn und Fremden nach Art freier und sich selbst bestimmender Menschen. Genug, sie unterscheiden sich in allen Hauptstücken von wahren Mikrocephalen.

Hr. Bailey¹⁾ bezeugt ausdrücklich, daß Wahnsinn und Blödsinn (madness and idiocy) unter den Weddas selten sind, namentlich der letztere. Sie hätten allerdings die Meinung, daß, wenn einer den andern verfluche, der Verfluchte wahnsinnig werde, — eine Meinung, die auch unter den Sinhalesen herrsche, welche die Verfluchung als Kata waha (bösen Mund

¹⁾ Bailey l. c. p. 295.

oder Gift des Mundes) bezeichneten. Aber Wahnsinn sei durchaus nicht gewöhnlich. Dies Zeugniß ist doppelt bemerkenswerth, da Hr. Bailey den Gedanken erörtert, daß möglicherweise in Folge der Heirathen unter Blutsverwandten außer krüppelhaftem Wuchs Geisteskrankheiten, Idiotie und Epilepsie auftreten könnten. Aber er findet davon nichts und er begnügt sich daher, den Mangel an zahlreicher Nachkommenschaft und das Hinsterben der Rasse auf die genannte Ursache zu beziehen, — eine Erklärung, welche mit Rücksicht auf die zahlreichen ungünstigen Lebensverhältnisse des Stammes, wenigstens in ihrer Allgemeinheit, beanstandet werden könnte.

Wahre Mikrocephalie im pathologischen Sinne kommt auch unter indischen Stämmen vor. Eines der merkwürdigsten Beispiele, welches man kennt, wurde der Berliner anthropologischen Gesellschaft von Dr. J. Wilson¹⁾ mitgetheilt. Es betrifft eine „Sekte“ von Fakirs, welche den Dienst im Tempel Shadowla bei Gujrat im Punjab verrichten, und welche zu den Sonni-Mahomedanern gehören. Man nennt sie ihrer abnormen Köpfe wegen Chuas oder Chuhas (Ratten sc.-köpfe). Von einem derselben hat Hr. Wilson einige Maasse mitgetheilt, deren Ausführung nicht ganz zweifelsfrei angegeben ist, die aber doch auf alle Fälle sehr viel kleinere Verhältnisse anzeigen, als sie bei Weddas vorkommen. Nach ihm beträgt bei einem männlichen Chua

der Diagonalumfang des Kopfes (gemessen	
über Kinn und Hinterkopf vor den Ohren)	19 Zoll = 482 mm,
der Horizontalumfang (über Hinterkopf,	
Ohren und Stirnhöhlen)	17 „ = 431 „
der Vertikalumfang (quer von einem Ohr-	
loch zum andern)	8 „ = 203 „

Vergleicht man diese Zahlen mit denen der Weddas (S. 51—53), so wird der Unterschied sofort deutlich. Bei dem Chua beträgt der Diagonalumfang weniger, als der Horizontalumfang bei dem Wedda-Schädel No. 1, obwohl letzterer nicht „über die Stirnhöhlen“, sondern oberhalb derselben und natürlich ohne bedeckende Weichtheile gemessen ist. Obwohl Dr.

¹⁾ Zeitschrift für Ethnologie 1879. Bd. XI. Verhandl. der anthropologischen Gesellschaft. S. 237. — 1880. Bd. XII. Verhandl. S. 12.

Johnston die Impotenz dieser Leute behauptet, so hat sich die Sekte doch seit dem 16. Jahrhundert in beiden Geschlechtern fortgepflanzt, und zwar zum Theil so stark, daß ihre Zahl in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert hundert Köpfe erreichte. Der Tempel wird heimlich von Weibern besucht, welche ihrer Unfruchtbarkeit wegen eine Nacht darin zubringen und ihre Erstgeborenen im Voraus dem Tempeldienst weihen; Morgens „finden sie einen Chua an ihrer Seite, was die Conception begünstigen und Chuas erzeugen soll.“ Es wird wohl gestattet sein, eine andere Interpretation zu machen und eine direkte Vererbung anzunehmen, wobei weniger impotente Individuen, als Dr. Johnston sah, mitwirken; auf alle Fälle illustriert dieses Beispiel sehr gut den Unterschied von Mikrocephalie und Nannocephalie.

Es darf daher ohne Anstand angenommen werden, daß ein eigentlich krankhaftes Verhältniß, das an sich ja recht wohl erblich sein könnte, die mangelhafte körperliche und geistige Entwicklung der Weddas nicht bedingt, daß dieselbe vielmehr als eine Rasseneigenthümlichkeit aufzufassen ist. Damit soll in keiner Weise ausgeschlossen werden, daß günstige äußere Umstände, namentlich der Ernährung, eine bessere Entwicklung nach sich ziehen mögen, so daß der Körperbau größer und kräftiger, Schädel- und Hirnbildung vollständiger werden. In der That kommen bei den Weddas solche Fälle vor, wie durch die früher (S. 42, 50) aufgeführten Beispiele bewiesen wird. Ein Mann von 1638 mm Höhe geht weit über das Mittel hinaus, und wenn man den einen Schädel aus der Sammlung Davis (S. 50), der eine Capacität von 1614 Cub.-Cm. besitzt, auch als eine Art von Abnormität betrachten könnte, so ist doch auch der andere aus der Sammlung des College of surgeons mit 1420 Cub.-Cm, seine Aechtheit vorausgesetzt, ein ganz beachtenswerthes Stück.

Man könnte daraus folgern, daß die Sinhalesen civilisirte Weddas seien, welche nur ihrem besseren Leben die Vorzüge ihrer physischen Entwicklung verdanken. Die Insel Ceylon steht seit alter Zeit in dem Rufe, sehr günstige Bedingungen für das Leben der Menschen darzubieten, und sich durch die Langlebigkeit ihrer Bewohner auszuzeichnen. In Taprobanem, heisst es bei Palladius¹⁾, ubi gens est Macroborum, namque

¹⁾ Palladius l. c. p. 3. cf. Plinius. Nat. historia. Lib. VI. c. 24. Vitam hominum centum annis modicam.

eximia coeli temperie . . . ad aetatem 150 annorum senes durant. Der heilige Ambrosius übersetzt die *μαργόβιοι* sogar durch Beati. Indefs Klima und äußere Verhältnisse kommen auch den Weddas zu Gute, und wenn sie sich in den besonderen Bedingungen des Lebens einigermaßen den Rodiyas nähern, so ist doch schon erwähnt (S. 27), daß letztere nirgend in eine ähnliche physische Degradation gerathen sind, wie die Weddas. Niemand wird aber in Abrede stellen, daß beide bei guter Pflege zu ungleich besseren Zuständen der körperlichen Entwicklung gelangen würden¹⁾.

Trotz dieser Möglichkeit einer vollkommeneren Entwicklung ist doch thatsächlich der Weddastamm, wie in alten Zeiten, ein kleinwüchsiger, ja man kann ihn unbedenklich zu den kleinsten der lebenden Menschenstämme zählen und in diesem, nicht gerade strengen Sinne einen Zwergstamm nennen. Weiter spricht dafür, daß derartige Stämme in Indien weithin verbreitet waren. Auf die Naya-Kurumbas habe ich schon hingewiesen (S. 121). Aber auch sonst sind Leute von kleiner Statur und kleinen Köpfen keine Seltenheit. Schon die Sinhalesen und die Tamilen von Ceylon haben uns Beispiele dafür dargeboten. Hr. v. Bischoff²⁾ erwähnt das Hirn eines Indiers aus Bukkur von 1660 mm Höhe, welches nur 973 Gramm wog; er citirt gleichzeitig eine Beobachtung von Peacock, der bei einem Eingebornen gemischten Ursprungs von Bombay ein Gehirn von 1006 Gramm fand, während freilich Clapham das Hirngewicht eines Bengalesen zu 1531 Gramm bestimmte. In der Sammlung der Berliner anthropologischen Gesellschaft ist der Schädel eines Poleyar mit nur 1040 Cub.-Cm Capacität; der eines jungen Vorderindiers aus der Kaste der Oelhändler hat 1150, der seiner Mutter 1100 Cub.-Cm. Von den Schädeln von Tanjore, die ich erwähnte (S. 120), hat der eine 1200, der andere 1255 Cub.-Cm.

Die Nannocephalie der Weddas, so wenig sie pathologisch ist, zwingt uns also in keiner Weise, behufs Aufsuchung von Analogien über das Gebiet der indischen Ethnologie hinauszugehen. Möglicherweise war

¹⁾ Davy (l. c. p. 107) berichtet, daß unter den Sinhalesen mehr Männer, als Weiber seien; in den Fischerorten, wo die Ernährung eine bessere sei, finde dagegen, wie in Europa, das Umgekehrte statt.

²⁾ v. Bischoff a. a. O. S. 83.

Indien in ältester Zeit von einer verwandten Urbevölkerung bewohnt. Aber so wenig man aus solchen, mehr oder weniger zwerghaften Aboriginern durch progressive Entwicklung die heutigen Hindus hervorgehen lassen wird, so wenig würde eine derartige Erklärung auf das Verhältniß der Weddas zu den Sinhalesen passen. Wie sie nicht durch regressive Degeneration aus Sinhalesen hervorgegangen sind, so haben sie sich sicherlich nicht durch einfach progressive Evolution zu Sinhalesen umgestaltet. Gegen einen solchen einfachen Zusammenhang sprechen namentlich die Unterschiede im Gesichtsbau, welche alle Beobachter gleichmäfsig bezeugen.

Gerade der Gesichtsbau ist es, welcher schon die älteren Reisenden veranlafste, die Sinhalesen mit den Europäern zusammenzustellen. Schon Knox, wie ich erwähnte (S. 97), war der Meinung, dafs kein Volk in der Welt so genau den Sinhalesen gleiche, als das Volk von Europa. Cordiner spricht sich eben so bestimmt aus (S. 64), indem er ausdrücklich auf die Züge (features), also auf das Gesicht verweist. Wenn ein so feiner Beobachter, wie John Davy, statt dessen sagte (S. 97), die Sinhalesen seien ganz und gar Indier, so kann mit allen diesen Bezeichnungen doch nur der gemeinsame arische Charakter der Gesichtsbildung bezeichnet sein. Bei Davy ist dies um so weniger zweifelhaft, als er ausdrücklich die „asiatische“ Form des sinhalesischen Schädels (d. h. der Schädelkapsel) hervorhob. Wenn gerade umgekehrt fast alle Beobachter dem Wedda-Gesicht einen fremdartigen, am häufigsten einen dravidischen Typus zuschreiben, so erhellt, dafs die genealogische Untersuchung gerade das Gesicht zu einem Hauptgegenstande der Betrachtung machen mufs. Gehen wir nun auf die historischen Angaben zurück, so wird wohl kein Zweifel darüber sein können, dafs das sinhalesische Gesicht aus arischem Gebiet des indischen Continents eingeführt ist. Sowohl das Ramayana, als die Wijayo-Sage bieten dafür unmittelbare Anknüpfungen. Indefs bringt die letztere zugleich eine ernste Warnung, nicht zu einseitig in dieser Auffassung zu sein, denn sie spricht sofort auch von einem Import tamilischer Weiber von Mabar, welche dem König Wijayo selbst und seinen Begleitern verheirathet wurden.

Ist meine Auffassung richtig, sind die Weddas eine einfache, die Sinhalesen eine gemischte Rasse, so können wir die Frage

außer Betracht lassen, inwieweit die ceylonesischen Medien, namentlich Klima, Boden und Nahrung, bestimmend auf die Körperbildung eingewirkt haben. Nur einige Thatsachen möchte ich kurz berühren, deren Kenntniss nicht ohne Bedeutung für diese Frage ist. Schon in der alten Schrift, welche dem Palladius zugeschrieben wird, heisst es von den Schafen auf Taprobane: Oves illis crinitae omnesque absque lana, lac suppeditant ubertim, latis caudis conspiciendae (πλατείας ἔχοντα οὐράς). Sir Tennent¹⁾ hat anderthalb Jahrtausende später dieselbe Beobachtung in Jaffna gemacht: die dortigen Schafe hatten statt der Wolle langes Haar, wie Ziegen. Ein ähnlicher Einfluss des Klimas auf die Behaarung des Schafes ist auch von anderen Orten bezeugt²⁾. Andererseits wird von den „eingebornen“ Katzen Ceylons behauptet, dass sie ein „niederes“ Aussehen haben; sie seien klein, mit dicht anliegendem Haar, kleinem Kopf, zurücktretender Stirn, aber grossen und spitzen Ohren³⁾. Jemand, der eine ähnliche Einwirkung des Klimas auf die Menschen annähme, könnte daraus schliessen, dass auch die Menschen, namentlich die am längsten die Insel bewohnenden Aboriginer, einer ähnlichen Veränderung unterlegen wären, dass z. B. das Haar ursprünglich wollig, der Kopf und die Statur grösser u. s. w. gewesen seien. So könnte man Annäherungen an wollhaarige Schwarze, an Andamanesen und Negritos, an Melanesier und selbst an Afrikaner suchen. Ehe man so grosse Veränderungen zulässt, müssen die Thatsachen sicher gestellt werden. Die Geschichte von den „eingebornen“ Katzen verdient an sich eine genauere Prüfung; vorläufig beruht sie auf einer ganz solitären Beobachtung eines Botanikers, des Mr. Thwaites. Die Metamorphose der Schafe dagegen scheint durch die

¹⁾ Tennent l. c. II. p. 531. The finest sheep in Ceylon are reared upon the dry plains which overlie the limestone and coral rock, on the northern and western coasts. These sheep, instead of being conted with wool, are covered with long hair, resembling that of goats, and the horny callosities that defend their knees, and which arise from their habit of kneeling down to crop the short herbage, serve to distinguish the Jaffna flocks from those of the other portions of the island. Dass diese Schafe Fettschwänze haben, finde ich nicht erwähnt.

²⁾ Charles Darwin. Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation. Aus dem Englischen von V. Carus. Stuttg. 1868. Bd. I. S. 122. Bd. II. S. 369.

³⁾ Ebendas. Bd. I. S. 57.

Existenz zweier, zeitlich so weit auseinander liegender und ganz unabhängiger Zeugnisse sicher gestellt, aber sie beschränkt sich nach den Mittheilungen des Sir Tennent auf ein verhältnißmäßig kleines Gebiet im äußersten Norden. Es scheint mir daher, daß man eine Anwendung dieser, aus der Geschichte der domesticirten Thiere hergenommenen Erfahrungen auf die Wilden Ceylons so lange beanstanden sollte, bis nicht aus bestimmten Thatsachen erwiesen wird, daß die letzteren in älterer Zeit eine andere Beschaffenheit besessen haben. Der gegenwärtige Zustand der Behaarung entspricht offenbar der Haplotrichie des Palladius und muß mindestens schon vor anderthalb Jahrtausenden vorhanden gewesen sein.

Jedenfalls weist uns die thatsächliche Untersuchung zunächst nur auf die wilden oder halbwilden Stämme Indiens hin, um die Herkunft der Weddas genealogisch zu verfolgen. Ist diese einmal festgestellt, so wird für die Conjectural-Anthropologie noch Raum genug bleiben. Schon jetzt hat die Speculation sehr weite Grenzen angenommen. Hr. Hyde Clarke¹⁾ bringt die Kolarier und andere vorderindische Stämme mit den Negern Afrikas in Verbindung; Colonel Kincaid²⁾ stellt die Bhils zu den Mongolen, und Hr. Keane³⁾ streicht die Malayen ganz aus der Reihe der selbständigen Rassen und läßt Kaukasier in vorhistorischer Zeit nicht bloß nach Hinterindien, sondern sogar bis nach Polynesien vordringen. Es mag nützlich sein, daß solche Fragen rechtzeitig gestellt werden, zumal in einer Zeit, wo das schnelle Verschwinden der wilden Rassen eine gewisse Hastigkeit in die Untersuchung bringt. Aber nachdem die Aufmerksamkeit durch die Fragestellung erregt ist, muß doch auch wieder daran gemahnt werden, daß die Thatsachen in größerer Ausdehnung erhoben werden sollten, ehe man bestimmte Schlüsse zieht. Und so muß vor Allem die Forderung betont werden, daß die Ethnologie Indiens mit aller Anstrengung in der gründlichsten Erforschung der Stämme der „schwarzen Haut“ ausgebaut werden muß. Da ein Theil der Dasyu in die Sudras überging und somit in das Kastensystem der Hindus aufge-

¹⁾ The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. 1878. Vol. VIII. p. 49.

²⁾ Ebendasselbst 1880. Vol. IX. p. 406.

³⁾ Ebendasselbst 1880. Vol. IX. p. 258.

nommen wurde, wie die Weddas in das der Sinhalesen, so ist es nicht einmal möglich, die physische Anthropologie der Hindus und der Sinhalesen zum Abschlufs zu bringen, ehe man nicht die offenbar sehr zusammengesetzte Gruppe der Dasyu in ihre einzelnen Glieder aufgelöst hat. Ein solches Glied sind offenbar auch die Weddas; ihre natürliche Isolirung auf einer Insel hat ihnen vielleicht mehr, als den verwandten Festlandstämmen, ihren besonderen Charakter bewahrt und sie zu einem Probeobjekt für die Zulässigkeit der Theorien über die Abstammung der Schwarzen Indiens gemacht. Möge daher der Eifer der Beobachter nicht erlahmen, damit noch vor dem völligen Erlöschen des schon stark gelichteten Stammes Sprache und Sitte, leibliches und geistiges Wesen der Weddas in allen Einzelheiten festgestellt werde!

Maafs-Tabellen.

I. Schädel- und Gesichtsmaafse.

		Weddas			Sinhalesen			Tamilen		
		1.	4.	5.	1.	2.	3.	1.	2.	3.
		♀	♀	♂	♂	♂	♀	♂	♂	♂
Capacität	Cub.-Cm	1250	1025	1360	1110	1200	1250	1155	1260	1200
Größte Länge	Mm	177	165	185	178	181	172	175	179	170
„ Breite	„	125,5	133	135	127	127	132	126	134	128
		ps*)			ps.	pi.	pi.	p.	p.	p.
Senkrechte Höhe	„	129	121	137	129	132,5	133	139	132	137,5
Ohrhöhe	„	107	104	120	113	106	116	116	113	117
Horizontalumfang	„	485	465	508	482	493	472	477	490	473
Querer Verticalumfang	„	283	286	300	298	293	305	305	308	305
Sagittalumfang des Stirnbeins	„	120	115	134	119	124	121	117	134	130
Länge der Pfeilnaht	„	115	108	140	125	130	125	132	120	122
Sagittalumfang der Hinter- hauptsschuppe	„	110	109	114	110	111	103	110	97	100
Ganzer Sagittalbogen	„	345	332	388	354	365	349	359	351	352
Stirnbreite (untere)	„	95	91	93	93	92	88	88	92	88
Temporal-Durchmesser	„	107,5	110	117	93	103	102	108	115	104
Parietal- „ (Tubera)	„	119	123	120	122	116	123	115	120	122
Occipital- „	„	102	100	99	103	101,5	103	101	103	95
Mastoideal- „ (Spitze)	„	96	94	103	96	98	93	105	95	93
„ „ (Basis)	„	110	111,5	122	115	115	111	120	119	112
Auricular- „	„	100	108	108	97	103	95	106	115	106
Horizontale Länge des Hinter- haupts	„	50	46	60?	53	54	52	48	42	46
Entfernung der Nasenwurzel vom For. magn.	„	92	91	90	99	97	92	100	97	95
Entfernung der Nasenwurzel vom Ohrloch	„	96	94,5	99	102	101	95	101	104	99
Entfernung des Nasenstachels vom For. magn.	„	81	—	—	96	86	83	91	87	88
Entfernung des Nasenstachels vom Ohrloch	„	95	—	—	105	101	93	102	103	101
Entfernung des Alveolarrandes vom For. magn.	„	86	—	—	105	82(!)	83	90	92	93
Entfernung des Alveolarrandes vom Ohrloch	„	100	—	—	100	101(!)	96	107	111	107
Entfern. d. Kinns v. For. magn.	„	92,5	—	—	—	—	—	—	—	—
„ „ „ „ Ohrloch	„	114	—	—	—	—	—	—	—	—

*) Das Zeichen p bedeutet, dafs die grösste Breite am Parietale, ps, dafs sie an den Tubera (oben), pi, dafs sie an den unteren Theilen ermittelt wurde.

		Weddas			Sinhalesen			Tamilen		
		1. ♀	4. ♀	5. ♂	1. ♂	2. ♂	? 3. ♀	1. ♂	2. ♂	3. ♂
Gesichtshöhe A (Nasenwurzel bis Kinn)	Mm	101,5	—	—	—	—	—	—	—	—
Gesichtshöhe B (Nasenwurzel bis Alveolarrand)	"	61	—	—	59	58(!)	51	62	66	63
Gesichtsbreite A (jugal)	"	122	—	—	112	120	107	120	—	118
" B (Sut. zyg. max.)	"	87	—	—	97,5	87	83	90	—	101
Orbita, Höhe	"	33	—	—	30	34	30	32	35	32
" Breite	"	39	—	—	39	41	36	38	42	37
Nase, Höhe	"	48	—	—	45	51	36	45	45	47
" Breite (Apertur)	"	24	—	—	26	23,5	20	22	23	25
Gaumen, Länge	"	48	—	—	53	45(!)	38	49	48(!)	49
" Breite	"	36	—	—	40	33(!)	33	36	36(!)	43
Kieferwinkel-Distanz	"	85	—	—	—	—	—	—	—	—
Kiefergelenk-Distanz	"	—	—	—	85	87	81	90	92	89
Gesichtswinkel	Grade	82	—	—	75	75	76	76	76	75

II. Berechnete Indices.

		Weddas			Sinhalesen			Tamilen		
		1.	4.	5.	1.	2.	? 3.	1.	2.	3.
Längenbreiten-Index		70,9	80,6	73,0	71,3	70,2	76,7	72,0	74,8	75,3
Längenhöhen	"	72,9	73,3	74,1	72,5	73,2	77,3	79,4	73,7	80,9
Breitenhöhen	"	103,5	90,9	101,4	101,5	104,3	100,7	110,3	98,5	107,4
Auricular	"	60,4	63,0	64,9	63,5	58,5	67,4	66,3	63,1	68,8
Mittelgesichts	"	50,0	—	—	52,6	—	47,6	51,6	—	53,4
Orbital	"	84,6	—	—	76,9	82,9	83,3	84,4	83,3	86,4
Nasen	"	50,0	—	—	57,7	46,0	55,5	48,8	51,1	53,1
Gaumen	"	75,0	—	—	75,4	—	86,8	90,0	—	87,7

Erklärung der Tafeln.

Taf. I. Schädel eines Wedda-Weibes, aus dem Museum von Colombo auf Ceylon (S. 46).

Taf. II. Schädel eines Sinhalesen (S. 68).

Taf. III. Schädel eines Tamilen von Ceylon (S. 87).

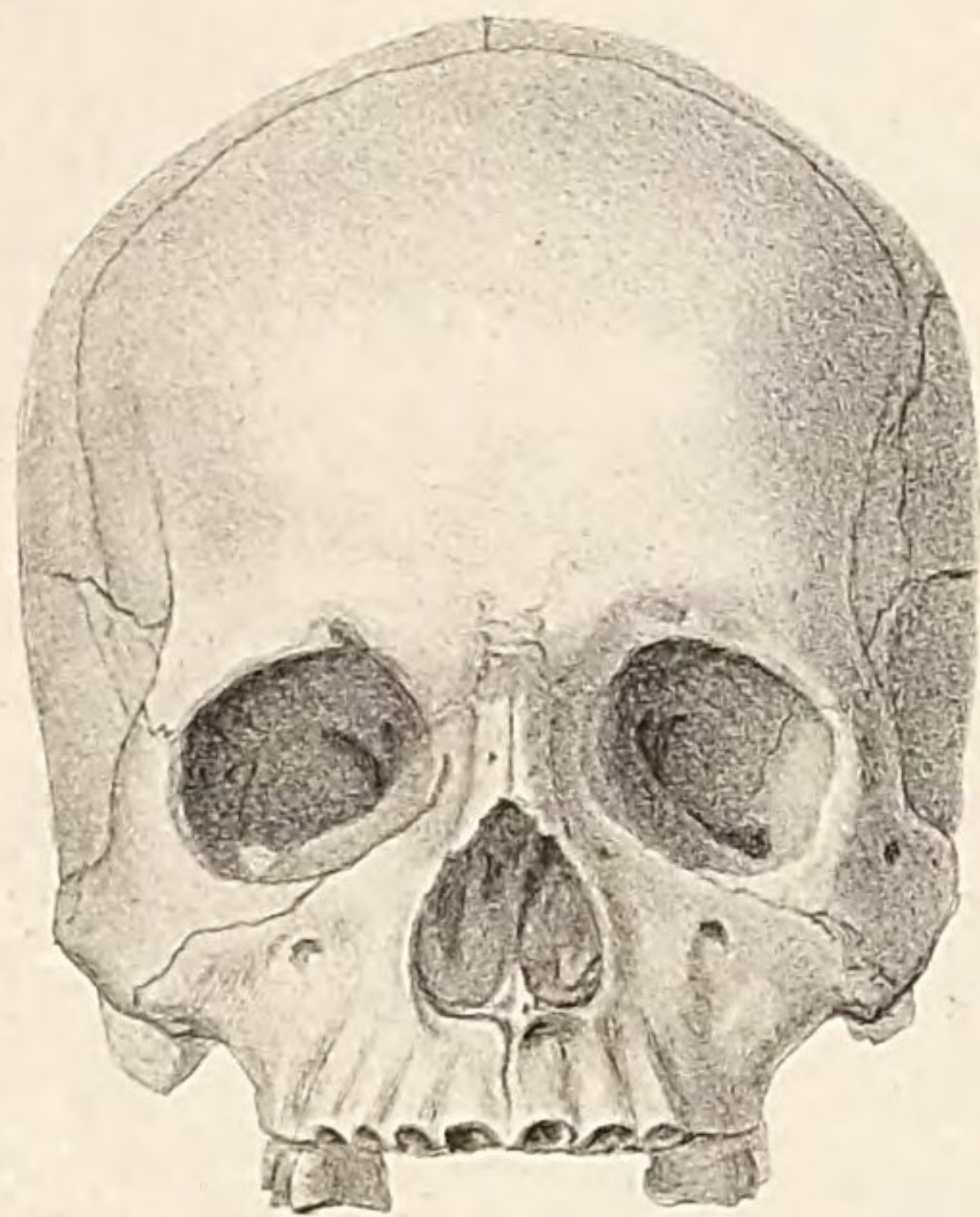
Sämmtliche Ansichten sind von Hrn. E. Eyrich nach der geometrischen Methode aufgenommen und auf ein Drittheil der natürlichen Gröfse reducirt worden.

Inhalts-Verzeichniss.

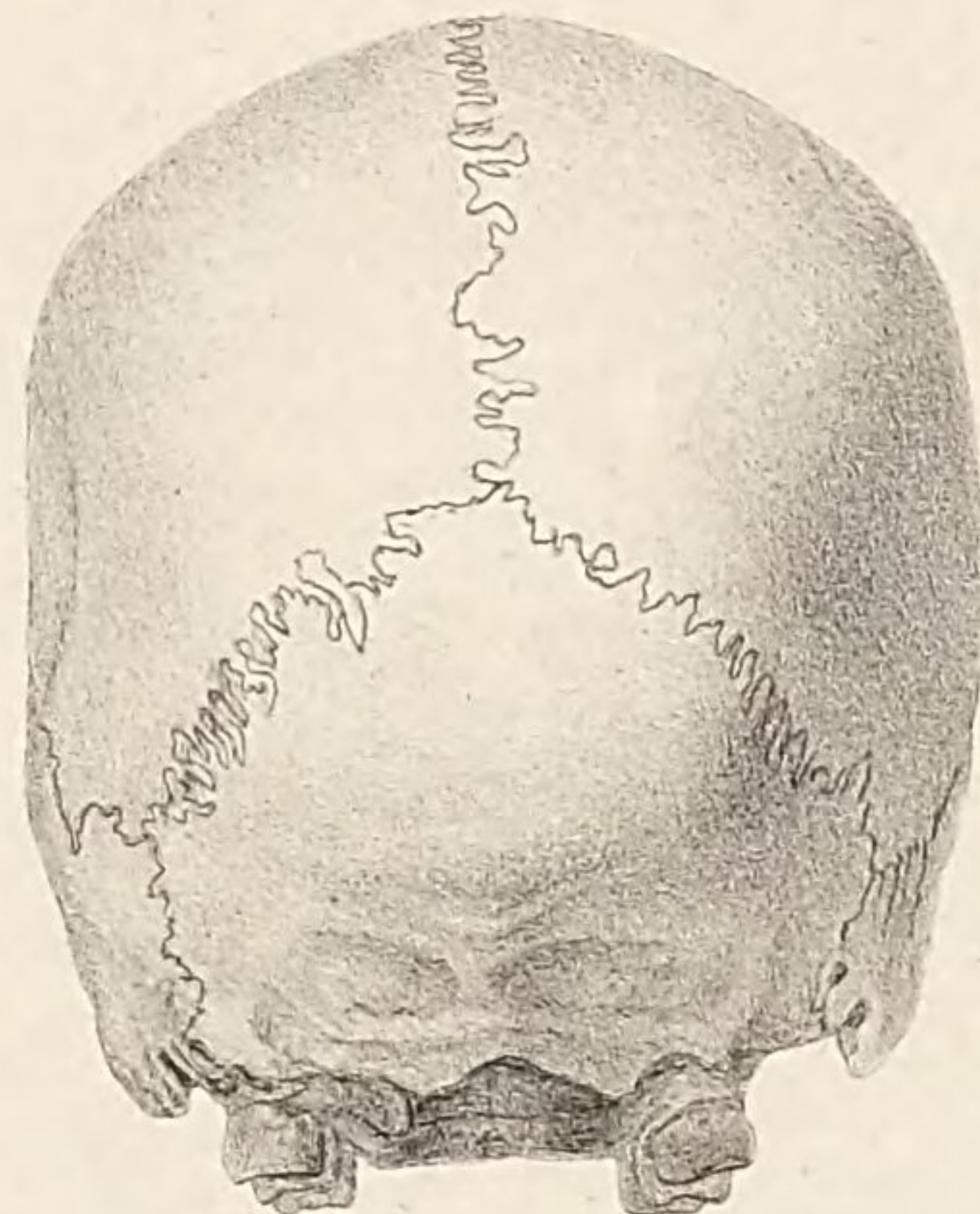
Das Wedda-Land	Seite	4
Zahl der Weddas: wilde und zahme	"	9
Dämonendienst, Ahnencultus	"	12
Urbevölkerung von Ceylon (Yakkohs)	"	15
Ethnologische Beschreibung der Weddas	"	17
Psychologische Eigenschaften der Weddas	"	23
Kastenwesen auf Ceylon	"	25
Dodda Weddas, Rodiyas	"	26
Tamilische Einwanderung (Malabaren)	"	29
Araber (Moors, Moormen)	"	30
Malayen und neuere Einwanderer	"	31
Sinhalesen	"	32
Linguistisches	"	33
Abstammung der Weddas	"	37
Physische Anthropologie der Weddas	"	39
Körpergröße	"	41
Hautfarbe, Haar	"	43
Augen, Nase, Gesicht	"	45
Schädel	"	46
Physische Anthropologie der Sinhalesen	"	60
Schädel	"	65
Physische Anthropologie der Tamilen	"	83
Schädel	"	84
Physische Anthropologie der Moormen	"	94
Physische Anthropologie der Malayen	"	95
Verhältniß der Stämme zu einander	"	96
Die Frage der chinesischen Abstammung	"	97
Weddas und Sinhalesen	"	99
Weddas und Tamilen	"	110
Dravidas von Tanjore (Cholá)	"	120
Kurumbas	"	121
Vedars, Asurs	"	123
Dasyu, Protodraavidier und Praedraavidier	"	124
Weddas und Negritos	"	125
Andamanesen	"	127

Weddas und Australier	Seite 128
Weddas und Malayen	„ 129
Mikrocephalie und Nannocephalie	„ 130
Variabilität der Rassencharacteres	„ 136
Die Weddas als ein Glied der „schwarzen Haut“ Indiens	„ 137
Maafs-Tabellen	„ 139
Erklärung der Tafeln	„ 141

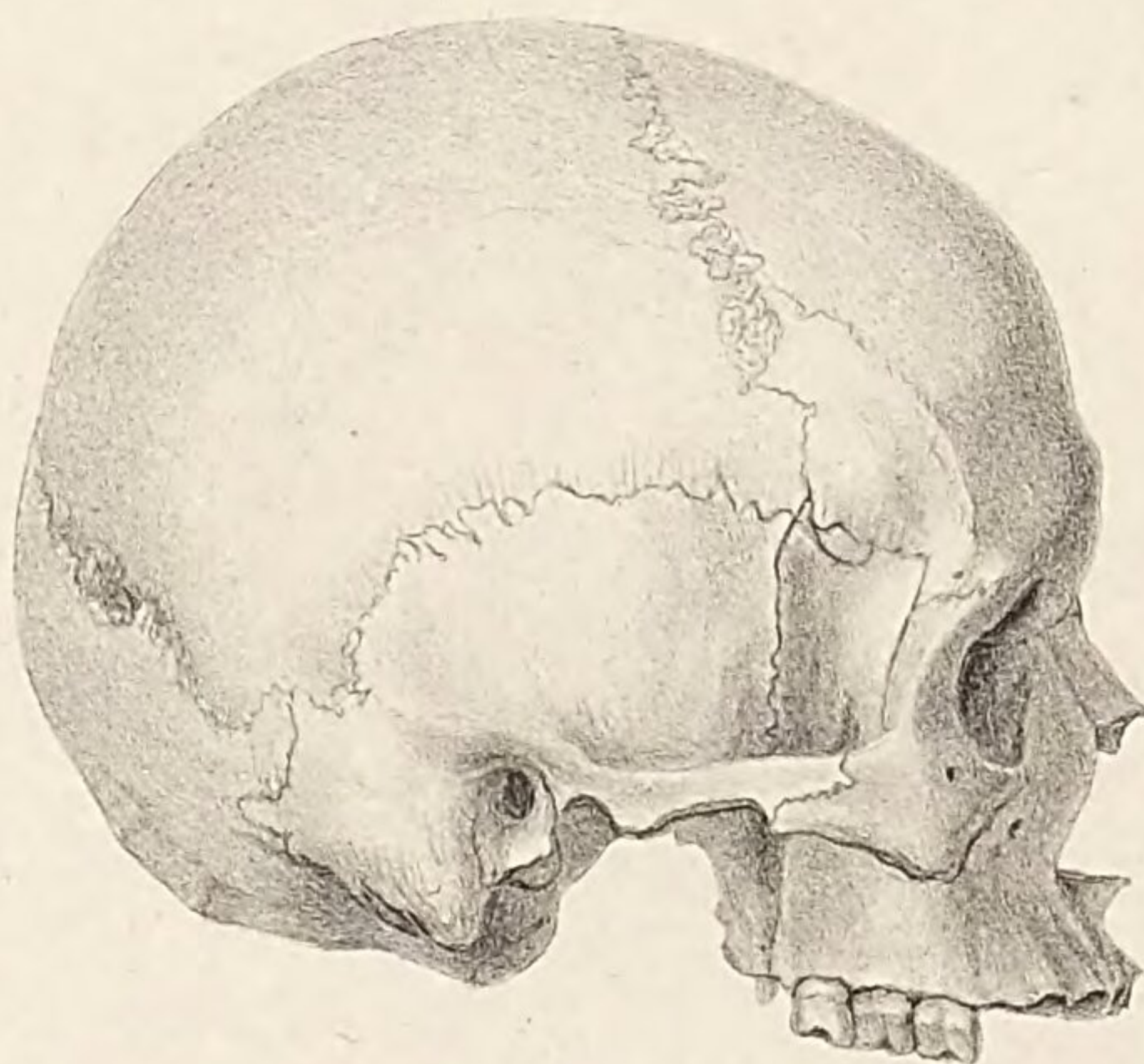
1.



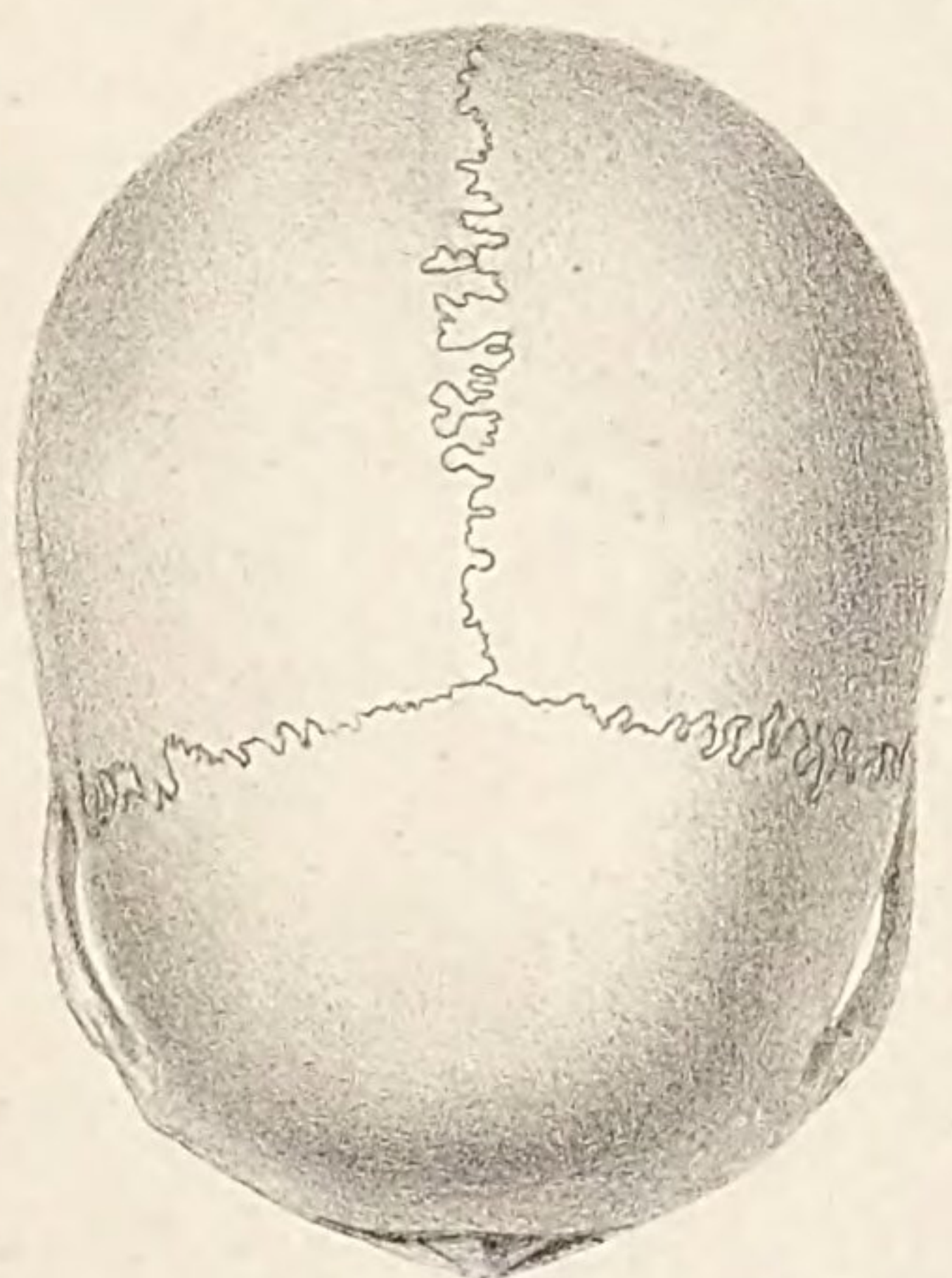
2.



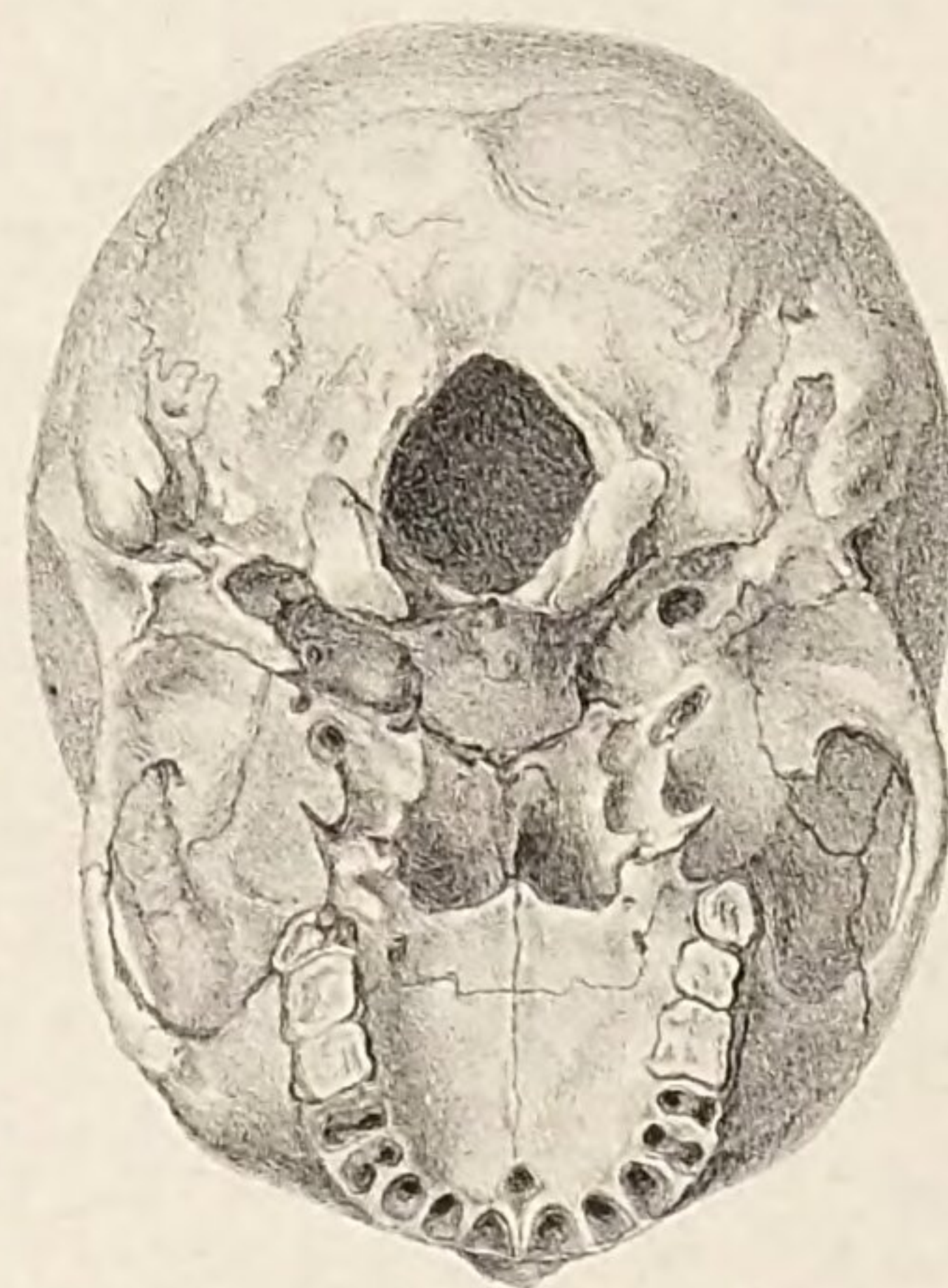
3.



4.



5.



$\frac{1}{3}$ nat. Gr.

Buchdruckerei der Königl. Akademie der Wissenschaften (G. Vogt).
Berlin, Universitäts-Straße 8.

Virchow, Rudolf,

Ueber die Weddas von Ceylon und ihre Beziehungen zu den Nachbarstämmen mit
3 Tafeln

Berlin 1881

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Geogr.q.11

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11747982-8